Heimath und Ferne.

Historischer Roman

in zwei Bänden.

Von

Bernd von Guseck.

Zweiter Band.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Rückflut.

Das Jahr 1512 war mit einer winterlichen Strenge eingetreten, wie ſie Italien ſelten kennt. Schneeſtürme brauſten daher und überſchütteten die Fluren, wenn auch nur für kurze Zeit, mit einer weißen, ungewohnten Decke; die Weinreben waren dem Erfrieren nahe, alle Wege grundlos verdorben, daher verödet, und ſelbſt in den Wohnungen der Menſchen, die nicht auf Winterkälte, wie unſere nordiſchen eingerichtet ſind, fand ſich kein rechtes Behagen in dieſer grauſamen Jahreszeit.

Es war an einem Januarmorgen, noch ſehr früh, als eine Galeere mit ſtarker Bemannung in den Hafen von Venedig einlief. Bald, nachdem ſie

Anker geworfen hatte, wurde die Ausschiffung rüstig betrieben; die Boote, von starken Ruderern geführt, setzten zuerst die vornehmern Herren mit ihrem Gefolge, welche auf der Galeere gekommen waren, an den Treppen der Piazetta ab, wo schon ihre eigenen, schwarzverhüllten Gondeln sie erwarteten, um sie nach ihren Palästen am Canal grande zu fahren. Damals prangten diese noch in aller Herrlichkeit von außen und innen und das üppigste Leben pulsirte in ihnen, das nun längst erstorben ist. Mit jenen Nobili war auch ein Fremder gekommen, der nicht ihren schwarzen, seidenen Mantel trug, von ihnen aber mit Achtung und Aufmerksamkeit behandelt wurde, so jung er auch noch war. Sie hatten ihm, ehe der Letzte sich von ihm trennte, noch freundlich Bescheid gegeben, wohin er sich wenden solle — das war aber nicht nöthig, denn er kannte Venedig bereits und hatte nur einen kurzen Weg zurückzulegen, um sein Ziel zu erreichen.

Auf der Piazetta, welche sonst zu so früher Tageszeit fast menschenleer ist, herrschte jetzt durch die Ausschiffung, die nun auch Krieger aus den griechischen Besitzungen der Republik die Steinplatten des Platzes füllen ließ, ein sehr bewegtes Leben. Der Fremde stand noch eine Weile neben den beiden

Digitized by Google

ſchlanken Säulen, deren eine den geflügelten Löwen Venedigs trägt, die andere das Standbild des heiligen Theodor, und ſah gedankenvoll hinaus, über die nächſte lärmende Umgebung hinweg, auf die Flut und die vorliegenden Inſeln, ſein Blick weilte aber nicht auf der Pracht ihrer Kirchen, ſondern irrte darüber hin zum fernen Lido, wo die Rieſenmauern Trotz bieten den Wellenroſſen — wie der Venetianer die hochgehenden Wogen nennt — und weiter über das blaue adriatiſche Meer, das von hier nur mit dem geiſtigen Auge zu ſchauen war. Von dort kam der Fremde, weit vom Süden herauf, an Erfahrungen reicher, an Idealen bettelarm.

Er wandte ſich nun ab und wollte eben zwiſchen beiden Säulen hindurchſchreiten, als er ſich von einer kräftigen Hand gefaßt und zurückgehalten fühlte. Unwillig ſah er ſich um: zwei alte Männer ſtanden vor ihm.

„Hier iſt kein Weg, als für Verbrecher zur Hinrichtung," ſagte der eine höflich — „Ihr ſeid ein Fremder und wißt das nicht — verzeiht, wenn wir Euch ein übles Omen erſparen."

„Signor Bernardo!" rief plötzlich der zweite, den Fremden erkennend. „Seid Ihr's? Wie habt Ihr

Euch verändert in der Sonne der Levante! Ich grüße Euch."

„Wahrhaftig, Signor Bernardo!" sagte jetzt auch der erste, der, als Einheimischer, ihn von dem verhängnißvollen Durchschreiten des Raumes zwischen den beiden Säulen, der seit alter Zeit verfehmt ist, abgehalten hatte. „Willkommen in Venedig, Herr Ritter, darf man doch wohl sagen?"

„Das bin ich nicht, hoffe es aber zu werden, wenn auch nicht ein Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem," antwortete der Fremde. „Damit ist es vorbei, Meister Andrea."

„Hab' ich's Euch nicht gesagt?" rief der Venetianer lebhaft. „Und hat es Euch mein Bruder Filippo nicht gesagt? Aber kommt, Signor Bernardo, Ihr seid mein Gast — Ihr wolltet doch wieder zu mir kommen."

„Euch meine Schuld abtragen —"

„O redet mir davon nicht! Schuld, Schuld! Bin ich ein Jude?"

„Es freut mich, daß Ihr kein Jude seid," erwiederte der Fremde lachend, „denn ich wollte Euch sagen, aber Ihr ließt mich nicht aussprechen. Euch meine Schuld abtragen, kann ich zwar noch immer nicht, doch wollt' ich Euch wenigstens begrüßen und

Digitized by Google

Euch ehrlich das eingestehen, damit Ihr mir weitere Frist gebt."

„Sollt sie haben, solange Ihr wollt, da Ihr in Eurem Stolze als deutscher Edelmann verschmäht, die Paar Zecchinen von einem venetianischen Goldschmied anzunehmen. Kommt denn."

Sie gingen am Dogenpalaste vorüber, dessen Wunderbau in seiner rothen Marmorpracht die Blicke des Fremden von neuem auf sich zog, zum Campanile, dem freistehenden merkwürdigen Glockenthurm, von welchem er bei erster Anwesenheit im vorigen Spätsommer das entzückende Abendbild zu seinen Füßen betrachtet hatte, und von dort, wo der Markusplatz sich eröffnet, rechts biegend standen sie vor dem damals schon uralten Dome, vor dessen Portal die drei rothen Masten zu jener Zeit noch mit vollem Recht die Standarten jener schönen Besitzungen der Republik trugen, auf denen nur zu bald darauf der Halbmond das Kreuz verdrängen sollte: Cypern, Candia, Morea. Wie immer standen die Pforten des Heiligthums, über denen das eherne Viergespann, jenes Meisterwerk aus Korinth, prangt, den Gläubigen zum Gebet offen, und es zog den Fremden hinein, da er den Fuß heute zuerst auf europäischen Boden gesetzt, sich den Segen des Herrn für seine

neue Laufbahn, nachdem die erste verfehlt war, zu erflehen.

„Hier könnt Ihr treten!“ sagte der Venetianer stolz, auf das dunkle Porphyrtäfelchen zeigend, das in den Marmorboden gefügt ist, wo einst der große Hohenstaufe vor dem Papste gekniet, sich unter Venedigs Vermittelung die Lossprechung vom Banne zu erwirken. Der Deutsche, von andern Gedanken beschäftigt, achtete nicht auf ihn, sondern schritt über die Mosaik des Fußbodens, die nun Wellen geworfen vor Alter, ohne doch Stift von Stift zu lassen, zum Altar, um zu beten. Still folgten ihm die beiden alten Brüder, Andrea, der Goldschmied und Filippo Diodati aus Brescia, und knieten neben ihn, ihre Andacht zu verrichten. Da konnte es nicht fehlen, daß die Erinnerung in dem jungen Fremden wach wurde, wie er bei seiner ersten Anwesenheit in Italien zu Padua in der Kirche der heiligen Justina Weihwasser von der Tochter des alten Mannes empfangen hatte, der zu seiner Verwunderung noch immer im Exile verweilte; wie dieser jetzt neben ihm, hatte damals Fiorina an seiner Seite gekniet — aus dem unklaren Dämmerscheine der Vergangenheit trat plötzlich ihr wunderschönes Bild in blendendes Licht und er erschrack fast, wie er damals vor ihrer Schön-

heit erſchrocken war. Kann es Wunder nehmen, daß er bei ſeinen zerſtreuten Gedanken den Segen des Gebetes nicht fand? Unbefriedigt erhob er ſich, und als er mit den beiden Greiſen den Weg nach dem Uhrgebäude nahm, auf deſſen Dache die ehernen Rieſen, die das Volk i mori nennt, auf freiſtehender Glocke die Stunden des Tages anſchlagen, wo der Durchgang zu der Merceria iſt, war ſeine erſte Frage, wie es denn komme, daß Herr Filippo noch immer in Venedig und nicht daheim bei den Seinigen ſei?

Das ernſte Geſicht des Brescianers wurde noch ſtrenger, als es gewöhnlich war. „Die Stunde meiner Heimkehr hat noch nicht geſchlagen," erwiederte er. „Vielleicht, daß Ihr ſie mir dießmal beſſer bringt, als da Ihr zuerſt kamet."

„Dießmal, ich? Wie ſo?" fragte Bernhard von Linden.

„Weil Ihr dießmal Krieger mitbringt und im vorigen Sommer nur Papiere, die kein Vertrauen zur That erweckten," verſetzte Diodati. „Mein Vetter Marani hatte es gut im Sinn, aber ſeine Nachricht, die er von Euch erhalten, daß eine bedeutende Verſtärkung aus Deutſchland komme, war eher geeignet, die Signoria dieſer Stadt einzuſchüchtern und von

dem allzugewagten Unternehmen nur doppelt so stark als der Gegner abzuhalten."

„Filippo!" rief der Bruder mit halber Stimme, indem er sich, erschrocken über die gefährliche Spottrede, überall umsah. „Vergißt Du, wo Du bist?"

„Sei ruhig, Andrea, wir sind allein auf hundert Schritt," erwiederte Filippo mit einem bittern Lächeln. „Die Löwenrachen am Dogenpalast, die Hüter Eures Staatswohls, werden keinen Zettel mit meinem Namen von unbekannter Hand erhalten, und was jenseit der Seufzerbrücke liegt, bleibt für mich ein unbekanntes Land. Ich hoffe nun aber in Wahrheit auf baldige Erlösung."

Sie waren unterdessen zu dem Hause des Goldschmieds gelangt und die Frau und Kinder des Alten nahmen den Gast, den er mitbrachte, mit derselben Freundlichkeit auf, wie das erstemal, da er in seiner Noth hier eingesprochen und auf die Empfehlung sowohl, als die Nachricht, deren Ueberbringer er war, Aushilfe gefunden hatte. Im sichern Zimmer, das durch Kohlen nothdürftig erwärmt war, saßen die drei Männer dann bald bei einem Becher feurigen Cyperweins zusammen, und der Hauswirth, der ganz das lebhafte venetianische Naturell angenommen hatte, setzte seinem jungen Gaste weidlich

Digitized by Google

mit Trinken zu, während ſein Bruder jedes Glas, das ihm eingeſchenkt werden ſollte, halb mit Waſſer füllte. Bernhard ſollte zuerſt berichten, wie es ihm ergangen ſei, warum er zurückkehre und ſein Vorſatz, in den Orden der Rhodiſe, wie er nach ſeinem Sitze vorherrſchend genannt wurde, aufgegeben habe. Er hatte aber ſchon Eins gelernt, die alte Offenheit nicht überall walten zu laſſen. Wozu hätte es geführt, all' die bittern Erfahrungen, die er gemacht, die Enttäuſchung über die Heiligkeit und Reinheit der Geſellſchaft, der er ſich hatte weihen wollen, die Zurückſetzung, die er erduldet hatte, die ſchnöde Behandlung, die ihm zuletzt widerfahren war, fremden Menſchen zu erzählen? Er begnügte ſich daher, nur im allgemeinen zu erklären, daß er auf Rhodus nicht gefunden, was ihn dorthin gezogen habe, daß er keine Ausſicht gehabt, in den Orden als Ritter anders als vielleicht nach langem, wenig Gelegenheit zu Thaten der Ehre verſprechendem Dienſt aufgenommen zu werden und daß ihm ſeine Mittel, obgleich er durch die hilfreichen Brüder Diodati wohl ausgeſtattet worden, doch kein längeres Bleiben erlaubt, wenn er nicht habe ganz in — Sklaverei fallen wollen.

„Sklaverei, ſeht Ihr wohl!“ rief Andrea. „Da

habt Ihr das Wort. Eine bloße Sklaverei — Ihr verkauft Leib und Seele, und wär's dem Dienste des Herrn und Heilandes noch, wie in alter Zeit, wohlgethan! wollt' ich dazu sagen, und Amen! Aber wem verkauft Ihr Euch jetzt, wem? Wärt Ihr ein Franzose, gut, so stände Euch wenigstens mit dem weißen Kreuze eine reiche und weite Aussicht offen, aber Ihr, ein Deutscher? Wißt Ihr nicht die alte Sage, daß wenn einmal ein Deutscher Großmeister wird, der Orden untergehen soll?*) Du schüttelst mißbilligend den Kopf, Filippo — mir hat es ein Vetter des jetzigen Großmeisters Aymar von Amboise, heißt er nicht so, Signor? selbst gesagt, als er sich hier einen Schmuck für seine Mye, wie die Franzosen ihre Liebchen nennen, bestellte. Nun habt Ihr auch darin Erfahrungen gemacht, Signor Bernardo? Wie steht es mit diesem Ordensgelübde? O lieber Herr, Ihr habt wohlgethan, Euer freier Herr zu bleiben, Ehre gewinnen könnt Ihr aller Orten, und wo es Euch dann gefällt, da baut Ihr Euch das eigene Haus, nehmt Euch ein schönes

*) Diese wirklich verbreitete Sage ist in Erfüllung gegangen. Der letzte Großmeister war ein Deutscher: von Hompesch. Bonaparte entriß ihm Malta.

Digitized by Google

Weib, nicht als Liebchen blos, dessen Kuß Euch Sünde ist, sondern zur treuen Gattin. Trinkt aus, sag' ich, seid Ihr ein Deutscher und fürchtet Euch vor einem Becher Wein?"

Bernhard that Bescheid und fragte erregter, als er bis jetzt gewesen war, Filippo Diodati, ob er Nachrichten aus Brescia habe, und ob seine Frau von ihrer Krankheit damals bald genesen sei.

„Sie ist wieder gesund," antwortete Filippo kurz.

„Dank der Pflege Eurer Tochter, nicht wahr?" fragte Bernhard, immer freier werdend von der Schüchternheit, die ihn bisher abgehalten hatte, Fragen zu thun, welche ihm sehr am Herzen lagen.

„Meine Tochter hat ihre Pflicht gethan," erwiederte Diodati.

Gern hätte Bernhard weiter geforscht, aber so geläufig er nun italienisch sprach, fand er keinen rechten Grund zu gerader Frage: „Ihr hofft also, daß nun die Stunde Eurer Heimkehr bald schlagen wird?" lenkte er in andere Richtung ein. „Die Franzosen haben Brescia noch immer besetzt?"

„Ja, lieber Herr," antwortete statt des Bruders der Goldschmied. „Doch hat sich nun die Lage der Dinge gebessert, und ich denke, da Eure Galeere noch eine erwünschte Verstärkung an Epiroten, die

ſonſt unſere Flotte bemannten, gebracht hat, wird der Gritti endlich den Streich ausführen."

„Eure Vaterſtadt, Eure Verwandten haben wohl unter der Zeit viel gelitten?"

„Das könnt Ihr Euch denken, wenn Ihr den franzöſiſchen Uebermuth kennt, der wohl der franzöſiſchen Kriegsfuria, welche dieß Volk im Streite unwiderſtehlich macht, gleichkommen wird. Verwandte, die mir noch am Herzen liegen, habe ich in Brescia keine mehr, als meines Bruders Familie und die iſt geborgen."

„Nicht mehr in Brescia?" fragte Bernhard lebhaft.

„Doch, Herr. Aber das Haus meines Bruders hat eine Sauvegarde erhalten. — Ihr wißt doch, was das iſt? Für unverletzlich iſt es erklärt worden und kein noch ſo gewaltthätiger Franzoſe würde es wagen, die Sauvegarde, welche der königliche Prinz verliehen hat, zu verletzen."

Bernhard dachte an alles, was ihm der alte Marani im Garten zu Monſelice erzählt hatte, und wünſchte glühend, mehr zu erfahren, beſonders, wie dieſer Schutz erlangt worden ſei, ob Gaſton de Foix Fiorina wieder geſehen habe und was überhaupt ihre Zukunft ſein werde, da er bei ſeinem erſten Hierſein aus

manchen unvorsichtigen Aeußerungen des gesprächigen Goldschmieds entnommen hatte, daß allerdings über Fiorina etwas beschlossen gewesen, welches nur auf Hindernisse gestoßen sei, sonst aber allen Parteien großen Vortheil gebracht hätte. Damals hatte er den Muth nicht gehabt, zu erzählen, was er unabsichtlich vor Padua belauscht, das Gespräch zwischen Fabian von Schlabrendorff und dem andern, der ihm ein Unterhändler geschienen — jetzt würde er vielleicht jenen Muth gefunden haben, wenn er nicht durch den immer strengern Blick Filippo's in seine Schranken gebannt worden wäre. Er bat daher den Goldschmied nur, ihm über die jetzige Lage der Verhältnisse in Italien, die ihm noch durchaus unbekannt sei, einen klaren Aufschluß zu geben, damit er seinen Entschluß fassen könne.

„O da werdet Ihr nicht lange zweifelhaft sein," rief Meister Andrea. „Auf der einen Seite der König von Frankreich und einige abtrünnige Fürsten Italiens, auf der andern Seite die heilige Liga, welche das Oberhaupt der Christenheit mit unserer Republik Venedig und Spanien geschlossen hat, der auch der Kaiser und der König von England beitritt —"

„Der Kaiser?" entgegnete Bernhard überrascht.

„Ganz gewiß!" bestätigte der Goldschmied. „Wenn

es noch nicht geschehen ist, so steht es binnen kurzem bevor. Schon, daß er sein Kriegsvolk ganz unthätig in Verona liegen läßt, wo jede Minute kostbar wäre, kann es Euch beweisen. Wie sollte auch der Kaiser Max, der ein frommer Sohn der Kirche ist, gegen den heiligen Vater sich erklären! — Hört nun. Ihr kennt den Papst nicht von Person, aber Ihr habt gehört von seinem Ernst und seiner Strenge, von seiner makellosen Reinheit inmitten einer verderbten Zeit. Was sagt Ihr dazu, daß sein Feind ein Konzil zu Pisa ausgeschrieben, um ihn absetzen zu lassen? Französische Bischöfe fanden sich wohl ein und die Versammlung nannte sich das Salz der Erde und das Licht der Welt, aber zum Glück hielten sich die erleuchteten Kirchenobern Italiens und Deutschlands fern, und als Jene sich in Pisa nicht sicher glaubten, daß sie vom zürnenden Volke dem Papst überliefert würden, und darum nach Mailand zogen, kam es dort gar zum Aufstand, den der Gaston nur mit Blut dämpfen konnte. Seht, das ist die Stimme des Volkes gegen Frankreich!"

„So hat sie hier auch vor Zeiten gegen ihren rechtmäßigen weltlichen Oberlehnsherrn, den Kaiser, gesprochen," warf Bernhard ein.

„Sagt das nicht," versetzte Andrea. „Wenn

die Kaiſer immer verſtanden hätten, die Städte für ſich zu gewinnen, das Landvolk war immer gut kaiſerlich geſinnt und iſt es noch. Werft heute das kaiſerliche Banner in der Lombardei auf, ſo ſollt Ihr ſehen, ſelbſt auf venetianiſchem Gebiete, in der Umgegend von Bergamo und Brescia läuft alles dem Adler zu und verläßt den Löwen. Die Stadt Brescia freilich war immer guelfiſch und würde ſich ſchwer von Venedig losſagen. — Hört weiter. Auf das verbrecheriſche Dekret der Schismatiker zu Mailand wurde denn die heilige Liga feierlich verkündet, erſt zu Rom, dann hier zu Venedig. O da hättet Ihr die meergeborne Stadt in allem Glanze ihrer Macht und ihres Reichthums ſehen ſollen! In San Marco wurde ein feierliches Hochamt gehalten, dem wohnte der Doge Lionardo Loredano mit den Zehnern, dem Rathe und der geſammten Signoria bei; das Läuten der Glocken, der Donner der Kanonen verkündeten das große Ereigniß. — Von allen Dächern und Fenſtern wehten Banner und Teppiche, alle Plätze, vorzüglich San Marco waren feſtlich verziert, durchwogt vom ganzen Volke — Nobili und Popolari gemiſcht — alle im reichſten Schmuck, den ſie nur beſaßen, der ärmſte Gondolier hatte ſein Fahrzeug wenigſtens mit einem grünen Laub geſchmückt, das er

Digitized by Google

ſich in die Stadt, wo kein Grün und keine Blume wächſt, von den Inſeln oder vom Lido geholt. Bald kam auch zur Freude die That. Zuerſt ſagten die Schweizer durch einen Herold den Franzoſen ab und zogen an ſechszehn Tauſend Mann ſtark von den Bergen in die Lombardei — hätten ſie nur den Muth gehabt, Mailand anzugreifen. Aber ſie geben ja immer nach Geld blos. Für einen Monatsſold, den ihnen die Franzoſen zahlen ſollten, verſprachen ſie — denkt Euch! — wieder abzuziehen, und zogen auch ohne dem, als ſie keinen Vortheil ſahen, wieder ab. Das Heer der Liga war unterdeſſen zuſammengekommen. König Ferdinand hatte ſeine Spanier geſchickt, die von Neapel unter dem Vizekönig Don Raymon de Cardona heraufzogen. Da fielen ſie zuerſt auf den Alphons von Eſte, Herzog von Ferrara. Der aber, müßt Ihr wiſſen, iſt der beſte Kriegsmann Italiens, hat eine Artilleria, wie ſie die Welt noch nicht geſehen, gießt ſelbſt Bombarden und ſchießt mit ſeinen Feldſtücken, wie kein Geſchützmeiſter — um ſo ſchmachvoller für ihn, daß er ſich zu den Feinden ſeines Oberlehnsherrn, des heiligen Vaters, geſchlagen hat. Er war gut an den Anfall gerüſtet, wozu er alle Edelſteine und Perlen, welche ihm Lucrezia Borgia zugebracht, verſetzt hat. Kennt Ihr die Dame? Nicht? Wohl

Euch! Ferrara hatte der Herzog ſtark befeſtigt, aber ſeine Stadt Baſtia am Po wurde am letzten Tage des alten Jahres von den Spaniern geſtürmt. Dann ſtieß die Macht des Papſtes zu ihnen, welche der Kardinal von Medici führt, unter ihm Marc Antonio Colonna, der ſchönſte Römer, und jetzt haben ſich unſere Verbündeten vor Bologna gelagert, um dieſe Stadt, welche dem heiligen Vater ſchändlich verloren gegangen, wieder zu erobern. Unſere eigene venetianiſche Streitkraft aber, unter dem Gritti, ſteht im Begriff —"

„Willſt Du wirklich alles treuherzig berichten, Andrea?" unterbrach Filippo Diodati ſeinen Bruder. „Unſer Gaſt hat, wie er ſelbſt ſagt, ſeinen Entſchluß noch nicht gefaßt. Wenn er es nun vorzieht, ſeinen Arm, wie ſo manche ſeiner deutſchen Brüder, dem Könige von Frankreich zu leihen, wird es uns nicht eben von Vortheil ſein, daß Du ihm alle Anſchläge erzählſt."

Vor einem halben Jahre würde Bernhard auf dieſe Rede, die ihn verdächtigte, als könne er geſchenktes Vertrauen mißbrauchen, vielleicht heftig geantwortet und dabei vergeſſen haben, was er den beiden Brüdern verdankte: jetzt hatte er ſich ſchon mäßigen gelernt, auch Einſicht in fremde Anſchauungen

Digitized by Google

gewonnen, die mit den seinigen wesentlich kontrastirten. Er erwiederte daher, daß er allerdings, wenn er Kriegsdienste nehme, da stehen würde, wo Deutsche ständen, daß aber der Kaiser ja, wie Meister Andrea behauptet, in kürzester Frist sich der heiligen Liga anschließen werde und er dann nicht länger zweifelhaft über seinen Entschluß sein könne. Sonach habe es gar keine Gefahr, ihm die Pläne des Feldherrn, von denen Meister Andrea in der Merceria zu Venedig so genau unterrichtet scheine, zu vertrauen.

„Da hab' ich meinen Stich weg und quittire darüber," sagte der Goldschmied lachend. „Glaubt mir oder nicht, so bin ich doch vielleicht besser über manche Dinge unterrichtet, als säß' ich im großen Rathe, obgleich ich meine Werkstatt in der Merceria nur selten verlasse. Der Kaiser tritt zu uns, verlaßt Euch darauf, wenn es auch noch eine kleine Weile dauern sollte."

„Bis der Kaiser sich erklärt hat, werde ich denn warten," sprach Bernhard. „Ist es mir nicht vergönnt gewesen, gegen den Erbfeind der Christenheit in der Weise zu kämpfen, wie ich es mir gedacht und für würdig befunden, so will ich denn wenig-

Digitized by Google

ſtens für die Ehre deutſcher Nation ſtreiten, der ich angehöre, wenn auch nicht dem deutſchen Reiche."

„Seltſames Volk!" äußerte Filippo, den Kopf ſchüttelnd. „Doch mag es gut ſein für Eure Nachbarn, daß Ihr ſo und nicht anders ſeid. Ständen alle Deutſche einmüthig zu ihrem Kaiſer, ſo würde er bald Herr des Schickſals aller Länder ſein! — Wie nun aber, wenn Euer Kaiſer dem Könige von Frankreich abſagt, was werden die Hauptleute thun, welche dieſem dienen?"

„Was Ehre und Pflicht von ihnen fordert, ganz gewiß!" verſetzte Bernhard mit Zuverſicht, ohne ſich durch das ungläubige Lächeln Andrea's irren zu laſſen. „Ich weiß, Euer Feldherr hat bereits im vorigen Jahre verſucht —" hier fiel ihm plötzlich mit heißem Schreck ein, daß, was er ſagen wollte, auf die Anerbietungen bezogen werden könnte, welche der Unterhändler bei Padua dem ſtarken Sachſen gemacht, die Worte von der Roſe von Brescia fielen ihm wieder ein und trieben ſein Blut in die Wangen — „ich meine," ſetzte er ſchnell und verwirrt hinzu, „im vorigen Jahre ſchon ſind Deutſche im Dienſte Venedigs gegen den Kaiſer geweſen — mir erzählte, wenn ich nicht irre, Herr Marani, Euer Vetter, davon."

Digitized by Google

Der Kaufherr aus Brescia sah finster und stolz auf. „Was Euch mein Vetter Marco erzählt hat, weiß ich nicht; das aber nehmt mit meinem Worte für gewiß an, daß ich denjenigen verachte, der seinen Entschluß erkaufen läßt, daß ich, wenn es in meinen Willen gegeben wäre, nie die Hand dazu bieten würde, einen solchen Handel zu betreiben, nie, niemals und stände mein eigenes Leben auf dem Spiele!“

Zweites Kapitel.

Todt für die Welt.

Der Ueberfall von Brescia war geglückt. Der venetianische Feldherr hatte dazu im stillen die besten Vorbereitungen getroffen, wobei ihm der Widerwille, mit welchem die Bürger die ihnen aufgezwungene französische Herrschaft trugen, gut zu Statten gekommen war. Dem Landvolk aber, das immer noch trotz der langen Entfremdung gut kaiserlich gesinnt war, hatte man die Nachricht glaublich gemacht, daß der Kaiser von dem Bündnisse mit Frankreich zurückgetreten sei, und darauf hin waren die Bauern rings

umher bereit, die Waffen gegen die verhaßten Franzosen zu ergreifen. So hatte sich denn Andrea Gritti mit drei Tausend Schwergeharnischten, dreizehn Hundert albanesischen Reitern und drei Tausend Mann Fußvolk aufgemacht und war bei nächtlicher Weile, im guten Einverständniß mit den Bürgern, an die Stadt gelangt. Die Thore waren freilich von französischen Wachen besetzt, aber sonst schlief die Mannschaft, sich nichts übles versehend. Da hatten die Bürger an Stricken und Spießen soviel venetianische Krieger, als sich thun ließ, über die Mauern gezogen, während der Feldherr die Reiterei in das seichte Bett des Garza, welcher durch die Stadt fließt, rücken lassen und auf diesem unversperrten Wege hineingeführt. Nun plötzlicher Allarm, Schüsse von allen Seiten, Sturm auf die Thore! Die Besatzung, aufgeschreckt, hatte sich nicht recht sammeln können und war meist erlegen, nur ein Theil, unter Henry Gonnet, hatte sich tapfer kämpfend in das Schloß geworfen, wo er sich noch hielt.

So war es denn Venedig gelungen, die wichtige Stadt dem Feinde wieder zu entreißen, und für den alten Diodati hatte die Stunde der Vereinigung mit Weib und Kind, nach welcher sein Herz sich im freiwilligen Exile lange gesehnt, endlich geschlagen.

Die Waffen hatte er dabei nicht geführt, das war seinem Sinne fremd; auch der junge Freund, der ihn begleitete, hatte sich dem Kampfe, welcher für ihn keine Theilnahme bedingte, fern gehalten. Bernhard war es, der sich entschlossen hatte, die Einladung Diodati's anzunehmen. Errörhend über sich selbst war er zu diesem Entschlusse gekommen. „Dem Manne gehört die That!" Dieser Spruch, den ihm einst der Stradiotenhäuptling, der ihn beraubte, mit auf den Weg gegeben hatte, war ihm unvergeßlich geblieben und hallte bei jeder neuen Gelegenheit, wo er sich ‚treiben ließ' von Menschen oder Ereignissen, in seinem Geiste wieder, wie eine Sturmglocke. Schon oft hatte er ihn zu frischer Thatkraft geweckt, wo ihn die alte träumerische Neigung seiner frühern Jahre, die Folge einsamer Jugend, übermannen wollte; den starken Entschluß, der an sich eine That genannt werden konnte, sich männlich der unwürdigen Verknechtung, in welche er, weil er dem Orden nichts zu bieten und bringen vermocht als sein Herz und seinen Arm, gerathen war, mit einemmale zu entreißen und damit die ganze Richtung seiner Lebensbahn zu verändern, diesen kräftigen Entschluß verdankte er nur dem Spruche des Albanesen. Nach seiner Rückkehr auf das feste Land Italiens, als er

Digitized by Google

mit Filippo Diodati Venedig verlaſſen hatte, war die Mahnung abermals in ihm erklungen: „zur That!“ Die That des Mannes iſt Kampf. Ganz recht — nur nicht immer mit den Waffen, welche das Eiſen, die Kugel, geben. Bernhard dachte noch einzig an dieſe, nur durch ſie war der Ruhm und die Ehre zu gewinnen, mit denen er ſeine Stirn ſchmücken wollte, aber ſich ſelbſt getreu, nicht um ſchnöden Sold, ſondern nur um eine Idee zu dienen, hatte er ‚deutſcher Nation Herrlichkeit‘ im Sinne, und was er von dem leuchtenden Bilde des ritterlichen Kaiſers Max vernommen, hatte ihn zu ſeinem Ideal, dem echten Repräſentanten ſeines deutſchen Volkes, erhoben. Ihm wollte er dienen. Der Kaiſer aber war fern. Noch hatte er das Wort nicht ausgeſprochen, das ihm, Bernhard zweifelte nicht daran, alle Herzen in dem alten Reichslehen Lombardien gewinnen mußte. So lange wollte Bernhard warten. Aber die gemeinſte, edlern Naturen widerwärtigſte, allen Aufſchwung lähmende Sorge bedrängte ihn: die Sorge um das tägliche Brod. Er hatte nicht mehr, wovon er leben konnte. Der Vorſchuß, welchen ihm die Brüder Diodati freigebig gemacht hatten, als er, von dem ſchurkiſchen Wirth in Padua um ſein Geld betrogen, von den chriſtlichen Stradioten auch des übrigen beraubt,

Digitized by Google

das ihm die ungläubigen Türken unangetastet gelassen, nach Venedig gekommen war, dieser Vorschuß war nun, wie sparsam er ihn auch, durch die Noth belehrt, zu Rath gehalten hatte, gänzlich zerronnen: er besaß im eigentlichen Sinne des Wortes nichts mehr, und hatte das dem Diodati gestehen müssen, als dieser mit aller Ruhe des Geschäftsmannes, der in diesem Punkte keine überzarte Schonung kennt, danach gefragt hatte. Da war er denn dringend eingeladen worden, bei ihm zu bleiben, bis auch seine Stunde — wie ja Filippo's nun gekommen — schlagen werde, und ihm alle Sorgen für die Nöthigkeiten des Lebens zu überlassen, nicht um Geschenke anzunehmen, denn es werde genau Buch zu einstiger Wiedererstattung gehalten werden, auch nicht, um durch irgend eine Verbindlichkeit seinen Entschluß erkaufen zu lassen, worüber sich ja Filippo deutlich ausgesprochen, sondern eben nur, um den Entschluß, welchen er schon für des Kaisers Dienst gefaßt hatte, nicht übereilt ausführen zu müssen. Konnte er diese aufrichtig gemeinte Einladung ausschlagen? Was hätte er anfangen sollen im fremden Lande? Handgeld nehmen, so schnell als möglich — weiter wäre ihm nichts übrig geblieben, und das wollte er frei thun, erst, wenn er nicht mehr zu streiten haben

werde gegen diejenigen, denen er ſoviel verdankte. So hatte er denn Filippo's Anerbieten, das ihm dieſe Freiheit des Handelns gewährte, angenommen, war mit ihm von Venedig zur Terra ferma übergefahren, nachdem er von dem wackern Goldſchmied wohl für ewig Abſchied genommen hatte, und, dem Heerhaufen folgend, war er nun auch in Brescia, der Stadt, von welcher er ſchon in der Heimath durch Haugwitz ſoviel gehört hatte. Gleich, nachdem das Thor erbrochen worden, war Filippo mit ihm durch Seitengaſſen, während der Kampf in den Hauptſtraßen tobte, nach ſeinem Hauſe geeilt, wo die Seinigen, bereits unterrichtet von ſeiner Ankunft auf den geheimen Wegen des obwaltenden Einverſtändniſſes mit den Bewohnern, ihn mit Zittern und Freude empfangen hatten. Welcher Blick aus Fiorina's Augen dabei den unerwarteten Gaſt, der mit dem Vater kam, getroffen, das fühlte dieſer noch im heißen Blute, als er gegen Morgen erſt in das Gemach, das er bewohnen ſollte, ſich zurückgezogen hatte — er fühlte dieſen Blick noch, obgleich kein zweiter ihm gefolgt war, der dieſen erſten beſtätigt hätte. Sein Auge ſchloß ſich nicht; wie hätte auch überhaupt ein Auge in Brescia ſich ſchließen können, wo nach geſchehener Befreiung die Freude in jauchzender Aus-

Digitized by Google

gelaſſenheit und leider auch in blinder Rache an denen ſchwelgte, die nach ihrer Parteiung zur andern Seite noch immer, obwohl ohne allen Sinn mehr, die ghibelliniſche genannt, ſich hielten?

Gegen Morgen war es in dem Stadttheil, in welchem Filippo's Haus lag, ſtiller geworden. Bernhard, welcher vergebens Ruhe geſucht, öffnete weit ſeine Fenſter und ließ den Strom kalter Luft ſeine brennende Stirn kühlen. Es war noch zu dunkel, um die Gegenſtände zu erkennen, aber das Plätſchern des Springbrunnens und die Mauern, welche in geringer Entfernung vor ihm und zu beiden Seiten finſter aufragten, ließen ihn vermuthen, daß es der Hofraum ſei, nach welchem ſein Zimmer ſchaute. Im Seitenflügel ſchimmerte ein Licht durch Gitterwerk eines verſchloſſenen Fenſters — es konnte Fiorina's ſein. „Wie kommt doch alles anders, als man glaubt!“ dachte er, als die Wellen ſeines Blutes ſich wieder in raſchern Pulſen bewegten. „Ich hatte Abſchied genommen von dieſem ſchönen Bilde, das in mein Leben geleuchtet, Abſchied auf immerdar. Und nun — kannſt Du Dir ehrlich ſagen, Bernhard, daß ſie nicht auf Deinen Entſchluß, mit hieherzugehen, eingewirkt hat? Und war es allein der Wunſch, zu hören, was aus ihr geworden ſei, wie ſie ſelbſt mich

dazu aufgefordert, war es dieſer Wunſch allein, der Dich oft mit ihr beſchäftigte — wollteſt Du nicht auch wiſſen, ob ſie wirklich den Mann geliebt, den ſie für die Sache ihrer Partei gewinnen ſollte, ob ſie vielleicht deßhalb die Deutſchen haſſe, weil er ſie verſchmäht? Oder bewegte Dich nicht ein anderer Gedanke?"

Er legte die Hand über die Augen und ruhte lange ſo, in das offene Fenſter gelehnt, daß es ſchien, als ſei er endlich müde vom Wachen und Sinnen entſchlummert. Draußen fort und fort plätſcherte der Springbrunnen und rauſchte die dunkle Cypreſſe, welche ihr ſpitzes Haupt über das gegenüberliegende Gebäude erhob; immer kälter wehte die winterliche Luft, je mehr es tagte, und von einem Froſtſchauder überrieſelt, blickte Bernhard endlich auf: das Licht drüben war erloſchen, aber halb erkennbar im Dämmerſcheine des Morgens glaubte er in dem Fenſter, das geöffnet ſchien, eine Geſtalt zu bemerken, welche gleich verſchwand. War es Florina? Allmälig traten alle Gegenſtände aus dem Zwielicht hervor. Bernhard ſchaute wirklich in einen beſchränkten Hofraum, der ihn aber, je mehr er hell wurde, durch ſeine wunderbare Schönheit feſſelte. Eine reiche Architektur rings umher! Säulengänge rechts und links

Digitized by Google

an beiden Seitenflügeln; gegenüber dem Hauptgebäude, in welchem Bernhard's Fenster lag, ein dreifaches Thor mit gothischen Spitzbogen, dessen Arkaden eine offene Durchsicht in einen Garten gestatteten, und alle diese Wunder der Baukunst berankt mit Immergrün und dichtem Epheu — in der Mitte des mit Marmorquadern belegten Fußbodens das Bassin mit zierlich durchbrochenem Rande, aus dessen Spiegel der Wasserstrahl in wechselnder Höhe aufstieg und zu Perlen zerstäubt wieder sank — es war dem Jünglinge, als sei einer der Märchenträume seiner Kindheit ins Leben getreten und es müsse sich gleich eine der Zaubergestalten, die ihn erfüllt, dem wachen Auge zeigen.

Aber alles blieb leer und still, und wie weit auch der Morgen heraufkam, die Sonne dann ihre Strahlen schon in die obern Fenster blicken ließ, kein Zeichen des Lebens regte sich im Hofe und im Hause. Da wurde das Schweigen dem Harrenden unheimlich, die Ungeduld erwachte in ihm und litt ihn nicht länger mehr im einsamen Zimmer. Der alterthümliche Hof in seinem ernsten Grün kam ihm jetzt vor wie eine überwachsene Gruft — er riß sich auf und verließ das Gemach, um das Leben zu suchen. Eine alte Magd, zum Entsetzen häßlich, wie Italienerinnen

wohl werden können, begegnete ihm auf der Treppe; ihr scharfes, schwarzes Auge traf ihn feindlich, sie beantwortete seine Fragen nach dem Hausherrn nicht, sondern wies nur mit dem dürren Arme nach einer Thüre von dunklem, gebeizten Holz, die er von oben sehen konnte. Er folgte dieser Anweisung, und trat mitten in einen Familienrath hinein, denn es waren wohl zehn Personen, Männer und Frauen, um einen großen Tisch versammelt, und alle blickten mit unwilligen Gesichtern nach dem Störer sich um, der unangemeldet und offenbar unberufen sich eindrängte. Aber die italienische Höflichkeit ist unverwüstlich, und nicht allein Filippo, der Hausherr, stand auf, dem Gaste entgegenzugehen, sondern noch mehrere der Versammelten, unter denen er Marco Marani, seinen alten Bekannten, bemerkte, erhoben sich, seinen Gruß erwiedernd.

„Verzeiht, Ihr Herren und Damen," sagte er mit einer ihn wohl kleidenden Verlegenheit, „ich wußte nicht, daß ich hier in eine Gesellschaft treten würde, die ich störe — erlaubt mir, augenblicklich mich wieder zu entfernen."

„Nicht doch!" versetzte Filippo Diodati, nahm ihn bei der Hand und stellte ihn vor. „Seht, liebe Verwandte, das ist ein Freund des guten Signor

Ermanno aus Deutschland, der oft bei uns gewesen ist und mit uns allen gelebt hat, als sei er von lombardischen Eltern geboren. Setzt Euch zu uns, Signor Bernardo, ich hätte Euch rufen lassen, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß Ihr nach der unruhigen Nacht noch schliefet. Frau, unser Gast ist, glaub' ich, noch nüchtern — was soll er denken von Deinem Hauswesen, Margherita?"

Frau Margherita entschuldigte sich mit demselben Glauben, daß er noch geschlummert habe, und ließ sich von ihm nicht abhalten, selbst für ihn zu sorgen; ein gemeinsames Frühmahl war hier eingenommen worden und eben, wie es nach den Tellern und Geschirren auf der Tafel schien, beendigt. Hatte man ihn ganz vergessen? Er konnte es nicht dulden, daß er nun hier vor allen allein speisen sollte, er ging der Frau vom Hause nach und bat sie mit deutscher Umständlichkeit, ihm das zu ersparen. — wolle sie ihm einen Teller mit Suppe reichen, so möge sie ihm erlauben, draußen zu bleiben, da er überhaupt wohl Familienangelegenheiten, die besprochen würden, störe. Erst hatte sie gelacht über ihn, bei den letzten Worten aber verdüsterte sich ihr Gesicht: er hatte die Wahrheit getroffen. „Euer Wunsch soll geschehen," sagte sie, öffnete ihm

Digitized by Google

ein kleines Zimmer, vor deſſen Thüre ſie eben ſtanden, und bat ihn, ſich hier niederzulaſſen, ſie werde ihm gleich die Polenta ſenden. Er blieb nur kurze Zeit allein, dann brachte ihm die alte häßliche Magd die Speiſe, und ſetzte ſie mit einem Blicke vor ihn hin, als wolle ſie ihm dieſelbe vergiften. Es überkam ihn ein Gefühl, als könne hier ſeines Bleibens nicht ſein: er hatte ſich alles anders gedacht — im Kreiſe einer Familie, nach den wilden Szenen, die ſeinen Eintritt bezeichnet, hatte er gehofft, ein friedlich wohlthuendes Leben, auf kurze Zeit wenigſtens, zu führen; der Anfang entſprach dieſer Hoffnung nicht, aber es war wohl ſeine Schuld, daß er ſich getäuſcht fühlte, und wie konnte er nach dem Eindrucke eines Momentes urtheilen? Fiorina hatte er in der Verſammlung nicht geſehen — was mochte der Grund ſein? Wenig genoß er von der ihm vorgeſetzten Speiſe, den Becher, den ihm die Magd gefüllt hatte, ließ er ganz unberührt; er gab ſeinen Gedanken Raum, die ihn aus dieſer unbehaglichen Häuslichkeit — und hatte er in der Fremde ſchon eine andere kennen gelernt? — in den Kreis ſeiner Lieben daheim verſetzten, aber plötzlich ſtand er auf, eine fieberhafte Glut färbte ſein Antlitz, das die orientaliſche Sonne ſchon männlich gebräunt hatte: die wunde Stelle

in ihm war getroffen, daran durfte er nicht denken, ohne Vorwurf nicht! Denn hatte er einst gefehlt, sich hinreißen lassen, wo er doch ganz andere Pläne hegte, so war es jetzt, wo diese Pläne zerronnen waren und nichts ihn gehindert hätte, sich ganz den alten Gefühlen hinzugeben, ein neuer, viel schlimmerer Zwiespalt, der in seiner Brust gefährliche Stürme weckte. Die lauten Stimmen, welche in lebhaftem Wortwechsel von drüben, wo die Verwandten des Hauses versammelt waren, zu ihm herüberdrangen, blieben vor den lautern Stimmen seines Innern, die sich unter einander anklagten und entschuldigten, unvernommen; er war auch schon zu sehr an das italienische Wesen gewöhnt, um in jedem heftigen Stimmengewirr einen Streit zu hören. Hier war es freilich nicht weit davon.

Nach einiger Zeit kam sein Wirth, von Marani begleitet, zu ihm, ersterer entschuldigte die schlechte Aufnahme, die er gefunden, mit dem Drange der Umstände, in welchem die Frauen leicht den Kopf verlören; letzterer freute sich, den jungen Kavalier, der ihm einst Reisegesellschaft und mit der Uebernahme seiner Briefe nach Venedig einen wichtigen Dienst geleistet, wiederzusehen und hoffte, bald in engster Verbindung mit ihm zu stehen, da er von

seinem Entschlusse gehört habe, und an der Bedingung, an welche er ihn geknüpft, gar kein Zweifel mehr sei. Diodati warf seinem Vetter einen mißbilligenden Blick zu.

„So werth mir Euer Arm für unsere Sache ist," sprach er, „mag ich ihn doch nicht durch falsche Wege gewinnen. Was Ihr abzuwarten gedenkt, scheint nach der neuesten Botschaft, welche dem Proveditore zugegangen ist, wieder in einige Ferne gerückt. Gleichwohl werdet Ihr in kurzer Zeit kaum die Wahl haben, ein müßiger Zuschauer zu bleiben. Wir können den Feind bald vor unsern Mauern erwarten."

„O! O!" rief Marani. „Er wird sich besinnen, denk' ich, und Bologna, wohin er gezogen ist mit seiner ganzen Macht, ist ihm doch wohl wichtiger zu behaupten, da es von dem spanischen Heere belagert wird und des klugen Navarro Minen schon die Mauern in Trümmer werfen! Läßt er von dort ab und marschirt über den Po gegen uns, ei, so fällt ihm der Vizekönig in den Rücken. Das ist so sonnenklar, Filippo, daß ich nicht begreife, wie Du Deine schwarzsehende Meinung so hartnäckig behaupten kannst."

„Erneuern wir den Streit nicht!" versetzte Diodati mit finsterer Festigkeit. „Die Zeit wird es lehren.

Digitized by Google

Euch aber, meinem Gaſte, der im Vertrauen, in dem wiedergewonnenen Brescia bei mir eine Freiſtatt zu finden, mitgekommen iſt, bin ich es ſchuldig zu ſagen, daß ich mich in meiner Annahme geirrt habe. Don Raymon de Cardona wird den Gaſton nicht feſthalten — ich habe von ihm ſchon genug gehört, um das zu wiſſen. Wenn nun der Feind an unſere Thore klopft, was werdet Ihr thun? — Still, junger Mann, ich verlange keine Antwort. Nur ſagen wollt' ich Euch, daß wir jetzt nicht darauf rechnen können, er werde uns Zeit laſſen, wie ich feſt gehofft, bis Brescia ſelbſt den Geſchützen des Ferrareſen trotzen möge. Er iſt ſchnell wie der Blitz — über Schnee und Eis, lange Winternächte hindurch marſchirend, er ſelbſt zu Fuß voran, wo kein Mann die Schlachtordnung verlaſſen durfte, iſt er gegen Bologna gezogen, aber ebenſo ſchnell wenn er hört, daß Brescia ihm verloren iſt, wird er zurückkehren. Ich habe Euch nicht hieher locken wollen, um Euch aus Ritterlichkeit, oder vielleicht aus eingebildeter Verpflichtung, gegen Eure Abſicht in den Kampf zu verwickeln. Noch iſt es Zeit. Drei Wochen und mehr Berathet Euch mit Euch ſelbſt — nun aber kommt in die Mitte meiner Freunde, die mich ſchon einen

ſchlechten Brescianer geſcholten haben, daß ich meine Pflicht der Gaſtlichkeit ſo übel wahrnehme."

Bernhard folgte ihm, er wurde von allen, die unterdeſſen mehr von ihm gehört haben, ſehr zuvorkommend empfangen, beſonders die Frauen fanden an ſeiner männlichen Schönheit, dem ſchwarzen ſüdlichen Haar und den blauen nordiſchen Augen, großes Gefallen und zogen ihn, wo ſich Gelegenheit fand, in ihr Geſpräch. Fiorina jedoch war noch immer nicht unter ihnen, und ſo natürlich es ſchien, daß Bernhard die Tochter des Hauſes vermiſſen und nach ihr fragen mußte, fand er erſt ſpät gegen die Mutter, neben welcher ihm der Platz angewieſen war, den Muth dazu.

„Fiorina iſt krank," wurde ihm zum Beſcheide. Auf ſeine weitern theilnehmenden Erkundigungen konnte er nur ganz allgemeine Auskunft erlangen. Frau Margherita war überhaupt nicht ſehr zugänglich für ihn, und er konnte den Gedanken nicht abwehren, daß er ihr kein angenehmer Gaſt im Hauſe ſei, obgleich ſie es weder an Aufmerkſamkeit, noch ſelbſt an Freundlichkeit fehlen ließ. Wenn das aber der Fall war, ſo durfte er nicht bleiben! Wer gab ihm jedoch Gewißheit darüber? Ohne weiteres auf dieſen Verdacht hin das Haus zu verlaſſen, ſchien

Digitized by Google

ihm allzubeleidigend für Diodati — dieſen konnte er nicht fragen, auch würde er keine Wahrheit erlangt haben. Fiorina hätte ihn gewiß, wie er ſie zu kennen glaubte, rückſichtslos aufgeklärt. Er glaubte wirklich Fiorina zu kennen! Und ihre eigene Mutter hatte vor kaum einer Stunde gegen ihren Bruder, Marco Marani, geäußert, daß ihr das Herz ihrer Tochter ſei wie ein Buch mit ſieben Siegeln.

Die Verſammlung trennte ſich, und Filippo ging bald darauf aus, um ſich von dem Zuſtande in der Stadt zu überzeugen. Bernhard blieb ſich wieder ſelbſt überlaſſen: das ganze Haus war zwar, wie ſein Wirth ſich ausgedrückt, zu ſeiner Verfügung geſtellt, aber er hielt es für unbeſcheidene Neugier, ſich darin umzuſehen, ſondern zog ſich wieder auf ſein Zimmer zurück, wo ihm nur die Ausſicht auf den mit Epheu umſponnenen Hof blieb, deſſen Springbrunnen ihm jetzt das einzig lebendige im Hauſe ſchien. Die rauhe Jahreszeit machte den Aufenthalt im Freien unerquicklich, ſonſt wäre er durch das Spitzbogenthor in den Garten gegangen, aber was hätte ihm der Anblick entblätterter oder traurig voll Schnee hängender Gewächſe gefrommt? Am liebſten würde er Filippo begleitet haben, dieſer hatte jedoch ausdrücklich abgemahnt, eher die Straßen zu betreten,

Digitized by Google

als ſich die Aufregung in der Stadt gelegt und ein geordneter Zuſtand wiedergefunden habe: er glaube zwar, da er perſönlich allen Einwohnern bekannt ſei, für die Sicherheit eines jeden, der ihn begleite, einſtehen zu können, ſich aber unter den Schutz eines ſchlichten Bürgers zu begeben, könne er einem Kavalier, der ſchon in den ägeiſchen Gewäſſern gegen den Halbmond gekämpft, nicht zumuthen. Damit hatte er den beſten Beweggrund getroffen, ſeinen Gaſt zurückzuhalten, deſſen Begleitung ihm bei der jetzigen Lage der Dinge, welche ihn vielleicht abgeſtoßen hätte, nicht lieb war.

Bernhard ſtand am Fenſter und ſah nach dem Flügel hinüber, wo er geſtern das Licht und bei der Morgendämmerung die ſchnell verſchwindende Geſtalt bemerkt hatte, die er für Fiorina gehalten. Das Gitter war geöffnet, und faſt in demſelben Moment, als Bernhard's Blick hinüberflog, füllte ſich der Rahmen mit dem Bilde, das ihm vor der Seele geſchwebt: Fiorina in aller Pracht ihres königlichen Wuchſes, deſſen reizende und edle Formen das häusliche Morgenkleid nach Landesſitte wenig verhüllte, bleich zwar ihr Antlitz, aber nicht krankhaft! Der Blitz ihres Auges, der das ſeinige traf, verrieth kein Leiden oder Schmachten, er war feurig und kühn,

Digitized by Google

faſt herausfordernd zu nennen. Seinen ſtummen Gruß erwiederte ſie mit jenem anmuthigen Wink der Hand, den er jetzt, nachdem er länger im Süden geweilt, nicht mehr für eine abweiſende Bewegung halten konnte. Der Raum, der ſie trennte, war ſo gering; flüſternd hätten ſich beide verſtanden, aber Bernhard ſah keinen Grund und hielt es für beleidigend, ſeine Stimme zu dämpfen: ſie war ohnehin nicht feſt, als er ſie anſprach.

„Ihr ſeid krank, Signora?“ fragte er.

In ihren Mienen konnte er ein Zucken bemerken, ihre feinen ſchwarzen Brauen zogen ſich ein wenig zuſammen und um ihre Lippen ſpielte ein unwilliger, faſt ſpöttiſcher Zug, während ihr Auge raſch über die andern Fenſter blitzte. Dann richtete ſie den vollen Strahl desſelben auf ihn und ſagte: „Ich bin geſund, wie Ihr. Warum ſoll ich krank ſein?“

„Eure Mutter —“

„Sagte ſie das?“ rief Fiorina lebhaft. „Dann wird ſie recht haben, krank, todt, begraben! — Ihr wißt das ja ſchon von Padua her, Bernardo.“

„Mein Gott!“ ſagte Bernhard betroffen. „Das — glaubt' ich — ſei nur für — jene Zeit, das ſei nun längſt vorüber!“

„Vorüber!“ wiederholte ſie mit einem ſo tief

ſchmerzlichen Ausdrucke, daß es Bernhard zum Herzen drang. Aber noch ehe er ſich den Gedanken klar machen konnte, der allein ihm den Ausbruch des Schmerzens zu rechtfertigen ſchien: daß ſie doch geliebt und noch liebe — hatte ſie ihren ſilberhellen Ton der Heiterkeit wiedergefunden, der ihn einſt entzückte. „Ihr ſeid im Orient geweſen, in Aegypten wohl auch? Habt Ihr ſchon eine Mumie geſehen?“

„Signora,“ erwiederte er ganz betroffen über dieſen plötzlichen Uebergang und die ſeltſame Frage: „Aegypten konnte ich nicht beſuchen — der Sultan von Aegypten iſt der bitterſte Feind des Ordens, dem ich diente, ich habe gegen ihn gefochten, aber ſein Land nicht betreten und von deſſen Wundern nur gehört.“

„Nun dann ſeht mich an, ich bin eine Mumie. Nennt mich aber nicht mehr förmlich und feierlich Signora, oder gar Madonna, Bernardo — nennt mich Fiorina, ich denke, Ihr ſeid mein Freund!“

Vor dem ſüßen Klange ihrer letzten Worte konnte er nur betheuernd die Hand auf ſein Herz legen, jedes Wort wäre gefährlich geweſen. — „Ich danke Euch, Bernardo!“ ſagte ſie mit demſelben weichen Tone fortfahrend. „Dem Freunde kann ich ſchon mehr ſagen, als dem fremden Kavalier. Todt iſt Fiorina für

die Welt, und außer den Eltern und unſern Dienern im Hauſe, welche treu ſind wie Gold, wiſſen nur unſere nächſten Verwandten um mein Daſein, von Fremden aber nur ein Einziger, dem ich mich ſelbſt vertraut habe, und das ſeid Ihr!“

„Fiorina! Wie bin ich deſſen würdig?!“ rief er.

„Nun fordere ich aber gleiche Aufrichtigkeit. Man hat viel mit Euch von mir geſprochen, nicht wahr? Mein Oheim Marco ſchalt mich in Monſelice, daß ich Euch mein Geheimniß entdeckt und begriff nicht warum — was hat er Euch von mir erzählt? Sagt mir die Wahrheit, Bernardo.“

Die Frage ſetzte ihn in Verlegenheit, er wußte nicht, wie er für weibliches Zartgefühl ſchonend genug antworten ſollte. — „Von Gaſton de Foir hat er geſprochen und dem berühmten Ritter Bayard, den ſie den Ritter ohne Furcht und Tadel nennen — daß der Prinz — ohne Harniſch in jede Schlacht reitet —“ er wurde nun völlig verwirrt und fing an zu ſtottern.

Sie lachte. In dieſer Erinnerung konnte ſie lachen! „Hat er Euch die Heldenthaten franzöſiſcher Chevalerie erzählt?“ rief ſie. „Nein, Bernardo, zwiſchen Freunden nicht dieß Ausweichen! Ich kann alles hören, alles tragen, was man Euch über mich erzählt hat. Sprecht!“

Digitized by Google

Er berichtete denn die Wahrheit. „Deßhalb bin ich also aus Brescia gegangen, deßhalb für todt erklärt worden!“ sagte sie. „Glaubt Ihr das? Würdet Ihr es glauben, auch wenn ich es bestätigte?“

„Was Ihr sagt, glaube ich unbedingt!“ erwiederte er, und vor dem unbewußten Blicke, der dieß Wort begleitete, senkten sich ihre Augenlider mit den langen dunkeln Wimpern, daß der Glanz der leuchtenden Sterne unter ihnen verhüllt wurde. „Euch glaube ich alles!“ setzte er hinzu.

„O thut das nicht, Bernardo,“ sagte sie leiser. — Doch blickte sie gleich wieder frei auf. „Dann seid Ihr auch in Venedig gewesen bei meinem Oheim Andrea — was hat dieser Euch von mir gesagt? Oder, daß ich's Euch leicht mache: wißt Ihr sonst etwas von mir, als dieß Kindermärchen mit dem Prinzen Gaston?“ — Ehe er jedoch in peinlichster Verwirrung einen Ausweg oder eine Antwort finden konnte, sagte sie rasch und heimlich: „Morgen erwarte ich Euch dort im Garten zur selben Stunde, wie in Monselice, wenn Siesta!“ Laut aber rief sie nach dem Erdgeschoß unter seinem Fenster hinab: „La Ragna! Du heißest, wie Du bist — lauerst Du wieder im Winkel Deines Netzes, Spinne? Komm nur hervor, gute Ragna, plaudere mit uns. Siehst

Digitized by Google

Du, das iſt der Kavalier, der mich in Padua vor dem wilden Schwarm der jungen Gelehrten beſchirmt, der mich mit dem Oheim Marco noch eine Strecke geleitet hat und darüber beraubt worden iſt; den mein Vater mit hergebracht hat, und den Du ehren ſollſt, Ragna, denn er verdient es um mich."

Aber die alte Magd, welcher der Anruf galt, erſchien nicht ſelbſt, ſondern ließ nur ihre ſchrille Stimme hören, welche Fiorina zu ihrer Mutter beſchied. Ein Wink hinab, daß ſie kommen werde, eine zeremonielle Verbeugung gegen Bernhard — dann war ſie verſchwunden.

Drittes Kapitel.

Des Herzens Tiefen.

Zur Mittagstafel erſt kehrte Diodati zurück und ließ ſeinen Gaſt gleich dazu einladen. Beide ſpeiſten allein. Frau Margherita ſei bei der Tochter, hieß es ohne weitere Erklärung, und Bernhard, da er wußte, daß ihm eine Unwahrheit über Fiorina's Befinden geſagt worden, hielt es für unwürdig, darauf ſcheinbar einzugehen und fragte gar nicht nach ihr.

Digitized by Google

Das Gespräch hatte also nur die allgemeinen Angelegenheiten zum Stoffe, und Diodati äußerte sich voll der besten Hoffnungen. Er hatte zwar seine Meinung, daß der Prinz, sobald er die Nachricht von dem Verluste Brescias erhalten, schnell von Bologna umkehren und binnen längstens vier Wochen mit Heeresmacht hier erscheinen werde, aber er hoffte, daß unterdessen mächtige Verstärkungen von venetianischen Truppen heranziehen und die Stadt mit Hilfe der Bürger und des Landvolks noch mehr befestigen würden, daß sie wenigstens Widerstand leisten könne, bis der Vizekönig mit den Spaniern und Päpstlichen heranrücke. Dann werde es zu einer Schlacht unter den Mauern von Brescia kommen, bei welcher, von zwei Seiten angefallen, die Vernichtung des übermüthigen Feindes gewiß sei.

„Ich lege Euch jetzt offen dar, wie es nach meiner Ansicht kommen wird," schloß er. „Ob vor diesem Ereigniß schon der Kaiser, Euer Leitstern, sich ausgesprochen haben wird, ist zu bezweifeln. König Ludwig bietet alles auf, seinen mächtigen Beistand sich zu erhalten, mächtig, sag' ich, weil er ihm vor der Welt das Ansehen der Majestät einer gerechten Sache leiht, sonst fällt er freilich mit wirklicher Hilfe leicht in die Wagschale."

Digitized by Google

„Redet nicht so!“ versetzte Bernhard warm. „Wenn die Stände des Reiches zum Bewußtsein kommen, daß Deutschlands, wie ihr eigenes Heil und ihre Ehre fordern, den ritterlichen Kaiser in seinem hochherzigen Streben mit Gut und Blut, mit ihrer ganzen Kraft, dem letzten Gulden und Reisigen, den sie aufbringen können, zu unterstützen —“

„Weh uns dann, weh allen Nationen Europa's!“ sagte der Italiener ironisch.

Bernhard schwieg verletzt. — „Seid mir nicht böse,“ sprach Diodati, „Euch, dem jungen hochsinnigen Manne, erscheinen die Dinge, wie sie sein könnten, mir, dem Alten, wie sie sind. — Eure Nation ist so gewesen, als ihre ersten blauäugigen Riesen bei Noreja die Römer schreckten, um später drüben auf der Wahlstatt bei Verona zu verbluten — sie wird so bleiben bis in alle Ewigkeit. Der Kaiser kann nicht darauf warten, bis sie sich ändert, aber doch wird noch Zeit vergehen, ehe er dem Bunde mit Frankreich entsagt —“

„Weil er Treue zu halten gewohnt ist, weil er nicht, wie Ferdinand von Spanien, um jedes kleinen Vortheils willen seine Verheißungen bricht!“ rief Bernhard unwillig.

„Ihr sprecht zu einem Kaufmanne,“ erwiederte

Diodati achſelzuckend. „Der Vortheil bedingt unſere Exiſtenz — viel anders darf es mit der Politik auch nicht ſein. — Doch erhitzen wir uns nicht. Ihr wißt nun, daß der Kampf Euch nahetreten wird und mögt Euch entſcheiden. Das aber, mein lieber Herr und Gaſt," ſetzte er mit Wärme und Aufrichtigkeit hinzu, „das nehmt als wahrhaftig an, daß Ihr mir ſowohl, als meiner Frau ein willkommener Hausgenoß auf alle Zeit ſeid, von meiner Frau ſoll ich Euch das ganz ausdrücklich ſagen, da ſie es heute nicht ſelbſt thun kann. Bleibt bei uns, wie Ihr Euch vorgenommen habt, und kommt die Zeit, werdet Ihr ſchon den rechten Weg finden."

Dieſem Tone erſchloß ſich Bernhard's leicht zugängliches Herz und er gedachte denn, ſeinem Vorhaben treu zu bleiben, bis des Kaiſers Wort die deutſchen Fahnen, die jetzt abwartend überall eingerollt waren, wieder frei fliegen ließ. Da nun die Welthändel, wie es ſchien, abgeſprochen waren, kam er zutraulich und ohne Arg auf die heutige Verſammlung der Verwandten im Hauſe, in welche er als Fremdling hineingebrochen war, und äußerte ſcherzhaft, in einem Gaue von Deutſchland habe vor Alters und theilweiſe noch vor gar nicht langer Zeit ein heimliches Gericht gegeben, wo Solche, denen

der Arm der weltlichen Gerechtigkeit nichts habe anthun können, verklagt und verurtheilt worden seien; er beschrieb, da ihn Diodati aufmerksam anhörte, die Förmlichkeiten, die schauerliche Vorladung durch die drei Dolche, in die Thüre des Verklagten gestoßen, das Gericht der Vehme selbst und schloß: ganz den Eindruck habe die Versammlung der schwarzgekleideten Herren und Frauen gemacht, welche er heute früh um die große Tafel sitzend gefunden.

„Ihr könnt recht haben: vielleicht war es ein Gericht," erwiederte Diodati, und Bernhard, von seinem Rückfalle in die Phantasien seiner Knabenjahre befangen, wo er auf jedem Kreuzwege eine Stätte der heiligen Vehme gesehen, bemerkte nicht, daß in dem Blicke seines Wirthes bei der Antwort, die er gab, ein unheimliches Feuer aufleuchtete. Sie sprachen noch längere Zeit und trennten sich dann für den Rest des Tages, wo Bernhard nun, von Diodati selbst aufgemuntert, eine Wanderung durch Brescia unternahm, um die Stadt kennen zu lernen. Er kam verstimmt nach Hause: das Treiben, das er hier gesehen, die Aeußerungen, die er vernommen hatte, besonders über die Deutschen und das geheiligte Oberhaupt des Reiches, das ihm als das Ideal deutscher Rittertugend galt, waren geeignet gewesen,

Digitized by Google

ihm den Gang zu verleiden, und er konnte den Gedanken nicht unterdrücken, dieſen frechen, prahlenden Bürgern, welche immer wieder um der geſcheiterten Belagerung von Padua willen die Deutſchen verhöhnten, eine derbe Lektion zu gönnen. Hätte er geahnt, wie furchtbar ſie ausfallen ſollte, ſo würde er den Gedanken ſchaudernd unterdrückt haben.

Von der Familie Diodati ſah er an dieſem Tage niemand mehr; die alte Ragna brachte ihm ſein Abendeſſen, ſie war ihm nach ihrem Weſen zu widerwärtig, um mehr mit ihr zu reden, als daß er ihr dankte. Unruhige Träume ſtörten ſeine Nacht, ſie mußten ſehr ängſtlich geweſen ſein, denn er erwachte mit ſtürmiſch klopfendem Herzen und einer Freude, daß alles nicht wahr ſei — ehe er ſich aber beſinnen konnte, was ihn ſo unglücklich gemacht, waren die Bilder zerronnen. Es war früher Morgen, doch ſpäter als geſtern. Sein erſter Blick, als er aufgeſtanden und an ſein Fenſter getreten war, ſuchte, wie ſein erſter Gedanke, nachdem er ſich den Träumen entrungen hatte, Fiorina. Doch ihr Gitter war noch verſchloſſen und blieb es. Der Tag mußte weit vorrücken, ehe ſich im Hauſe ein Zeichen kundgab, daß die Bewohner erwachten. Wie war dieß Leben doch ſo verſchieden von dem in Bernhard's

Heimath! Dort, ſelbſt im Winter wie jetzt verſammelte ſich die Familie zu früher Stunde in dem großen Zimmer, wo ein helles Kaminfeuer praſſelte; das Frühſtück, von der Mutter ausgetheilt, wurde vereint genoſſen, dann ſetzten ſich alle, bis der Tag an die Geſchäfte rief, an den Kamin, wo jeder ſeinen beſtimmten Platz hatte, und der Großvater ſich ausſchließlich der Unterhaltung des Feuers mit den kleingeſpaltenen Kienſpänen annahm; trauliche Geſpräche und Erzählungen kürzten die Zeit, dann erſchien der Vogt, die Befehle des Gutsherrn zu vernehmen, und nun trat der Tag in ſein Recht. Hier war dem Gaſte von einem Familienleben noch keine Spur aufgegangen, doch that er wohl Unrecht, nach ſo kurzem Aufenthalte ſchon zu urtheilen!

Die Ragna brachte ihm wiederum ſeine gefüllte Schüſſel auf das Zimmer. Es mochte dieſe Abſonderung hier Sitte ſein, er fragte nicht weiter. Drüben blieb das Fenſter verſchloſſen; es war unmöglich, daß Fiorina noch ſchlafen konnte — ſollte ſie ein anderes Zimmer bezogen haben — unfreiwillig vielleicht — ſeinetwegen? Ihm ſchwoll das Herz, er trat zurück und verließ raſch ſein Gemach, in welchem er ſich ſchon wie ein Gefangener vorgekommen war. Er wollte ſeine Freiheit behaupten. Im

Hausflur begegnete ihm Diodati, mit Hut und Mantel, zum Ausgehen gerüstet. Er bot höflich seinem Gaste einen guten Morgen, fragte, ob er mit allem versorgt worden sei und besondere Wünsche habe, und stellte ihm sein ganzes Haus wiederholt zur Verfügung. „Ich wünsche, daß es Euch bei mir wohlgefallen möge!“ setzte er hinzu. Bernhard dankte ihm ebenso höflich und bat nur um Erlaubniß, sich etwas in seinem Garten umschauen zu dürfen, den er von seinem Fenster aus bemerkt. — „Euch wird die Zeit lang bei uns,“ erwiederte Filippo lächelnd. „Ihr seid gewohnt in Genossenschaft und Thätigkeit zu leben. Die Ruhe wird Euch lästig, aber, mein junger Freund, sie stärkt auch zu neuen Thaten — werft sie nicht voreilig von Euch. Mein Garten, wie mein Haus, stehen Euch ganz zur Verfügung. Ich würde mich erbieten, Euch durch die Stadt zu führen und vieles zu zeigen, das Ihr gestern gewiß nicht gesehen habt, wenn ich nicht zum Podestà beschieden worden wäre, wo allgemeine Maßregeln besprochen werden sollen. Entschuldigt mich daher, wenn ich auch zum Mittagsmahl nicht wieder komme und Ihr abermals allein speisen müßt. Von Morgen an wird es besser werden.“

Bernhard bat ihn, sich in keiner Weise seinet-

wegen zu beunruhigen, da er ſeit früher Jugend der Einſamkeit gewohnt ſei und ſie liebe. Er blieb, nachdem Diodati ſeinen Gang angetreten hatte, ſich ſelbſt überlaſſen und ſuchte nun die Pforte in den Hof, die er in dem dunkeln Korridor erſt nach einiger Mühe fand. Ohne ſeine Abſicht vor Augen, die ihn vielleicht beobachteten, verbergen zu wollen, ſchritt er mit ungedämpften Tritten über die hallenden Steinplatten dem ſchönen Portale zu, das mit einem Mittel- und zwei kleinen Seitenbogen, einen dreifachen, innerhalb verbundenen Durchgang nach dem Garten bildete. Vor ihm öffnete ſich dieſer, als er hinaustrat, in einer Ausdehnung, welche ihn überraſchte: breite Gänge, nicht in jener Regelmäßigkeit ſchnurgerader Linien, die er gewohnt war, ſondern wie Landſtraßen durch fruchtbare Gefilde ſich ſchlängelnd, zogen ſich zwiſchen anmuthigen Gehegen von immergrünen Bäumen und Sträuchern hin; dichte Bosketts von letztern wechſelten mit freien Flächen und Beeten mannigfacher Form ab, denen nur in ihrer winterlichen Verödung die Blumen fehlten, um dem Bilde, das gegenwärtig einen ernſten Charakter trug, den heitern Farbenſchmuck zu geben, der ſonſt mit dem Dunkel der Cypreſſen und den weißleuchtenden Marmorſtatuen, welche hie und da aufgeſtellt waren, ſo

Digitized by Google

wirksam kontrastirte. Nirgend zeigte sich eine Begrenzung: die Mauer, welche den Garten weithin umzog, war überall durch Gesträuch, das im Winter nicht kahl wird, verdeckt. Bernhard wandelte mit Wohlgefallen durch den Raum, der eher einem fürstlichen Lustgehege glich, als dem Hausgarten eines einfachen Bürgers. Aber das waren die Nachkommen jener trotzigen Städter des alten lombardischen Bundes, denen ihr Reichthum allein die Macht verliehen, sich einst dem Kaiser, ihrem Herrn, zu widersetzen, den Barbarossa selbst, den gewaltigen Hohenstaufen, mit überlegener Heereskraft in offener Feldschlacht zu besiegen — Lombardien, diese edle Perle des Reichs, allmälig ganz demselben zu entziehen! In die Geschichten alter Zeit, soweit er davon wußte, versenkt, blieb Bernhard in einem jener Bosketts von Taxus und Thuya stehen, in welches er, einem schmalen, halbverlorenen Fußpfade folgend, gerathen war. Es umschloß einen beschränkten Raum, der nur wenige Schritte maß; in seiner Mitte stand ein Marmorbild: die Gestalt einer unbekannten Gottheit, ernsten Antlitzes, den Finger auf den Mund gelegt. Zur Seite, überwölbt von Zweigen, die nun ohne Laub, im Lenz aber wohl ein Blüthendach bilden mochten, zeigte sich eine weiße Ruhebank von Stein, die

niedern Lehnen mit Skulpturen geschmückt — Bernhard ließ sich hier nieder, aber kaum hatte er sich gesetzt, als er den Kies des Fußpfades unter leichten Tritten knirschen hörte und eine verschleierte Dame zu ihm in das Boskett trat. Er sprang auf: es konnte nur Fiorina sein und sie war es wirklich, sie schlug den Schleier zurück. Ihr holdes Antlitz war sehr bleich — als sie jedoch den Blick auf ihn hob, erglühte es plötzlich mit den lieblichsten Rosen.

„Nicht wahr," sagte sie, „ein deutsches Mädchen wäre dessen nicht fähig? Schweigt, Bernardo, keine Lüge zwischen uns! Ich weiß von deutschen Frauen — habe oft genug von ihnen gehört — — Setzt Euch, ich will an Eurer Seite sitzen, hab' Euch in den Garten gehen sehen, bin Euch gefolgt. Der Ort ist gut gewählt für uns — kennt Ihr den Gott, welcher dort so bedeutsam den Finger auf den Mund legt? Das ist der Gott des Schweigens! Gelobt ihm Treue, Bernardo."

„Unverbrüchliche Treue — ihm und Euch!" rief Bernhard, hingerissen von dem geheimnißvollen Zauber dieses Momentes, der ihn allein mit dem schönen Wesen zusammengeführt hatte.

„Mir, sagt Ihr?" entgegnete Fiorina. „Wie? Und wenn ich Euer Wort annähme?"

„Fiorina! rief er entzückt und wollte ihre Hand ergreifen. Aber sie entzog ihm dieselbe.

„Still!“ sagte sie. „In meinem Sinne nehme ich Eure Treue an. Ihr sollt mein Freund sein.“

Alles vergessend in der Gewalt des Augenblickes, alles, was ihn einst unnennbar beseligt hatte, rief er mit dem Ausdrucke glühender Leidenschaft: „Nur Euer Freund, Fiorina? Dieß kalte Wort!“

„Könnt Ihr mir mehr sein wollen?“ entgegnete sie rasch. „Habt Ihr wirklich, jung und ritterlich wie Ihr seid, in Eurer Heimath kein Herz verlassen, das um Euch weint? Brecht Ihr keine Treue, wenn Ihr mir sie in Eurem Sinne, nicht in meinem, gelobt? Ihr könnt mir nicht ins Auge sehen, Bernardo.“

Ihm war, als treffe ein kalter Stahl seine heiße Brust, schmerzhaft und frostig zugleich — er bebte bei Fiorina's feierlich mahnendem Wort, er wollte sprechen, aber sie ließ es nicht zu.

„O verstrickt Euch nicht tiefer!“ sagte sie. „Deutsche Treue soll ja fest, wie ein Felsen in der Brandung sein! Laßt es mich nicht anders finden — als ich es schon erprobt habe. — Und wäret Ihr frei, könntet Ihr mir wirklich ohne Vorwurf Euer Herz bieten —“ hier erröthete sie noch einmal und dunkler als zuvor — „so wisset, ich kann es Euch nicht ver-

Digitized by Google

gelten. Meine Freundschaft, mein Vertrauen — hat das Werth für Euch, nehmt es an."

Sie schwieg; er suchte in tiefer Beschämung, von mächtigen Gefühlen erschüttert, nach Worten, aber er fand sie nicht und nahm nur ihre Hand, die sie ihm jetzt ließ, und führte sie an seine Lippen, einen leisen Kuß darauf hauchend. Nach einer kleinen Weile tiefen Schweigens hatte sie zuerst wieder Fassung gewonnen.

„Ihr habt ein Recht zu fragen," begann sie, „was ich von Euch begehre, da ich Euch hier im Garten, zur Zeit der Siesta, zu sprechen gewünscht und warum ich Euch jetzt schon, sobald ich Euren Gang bemerkt habe, gefolgt bin. Ich habe niemand —" sprach sie mit einem unbeschreiblich innigen Tone weiter — „niemand, als Euch, dem ich vertrauen könnte! Nicht meiner Mutter, wie doch der ärmsten Bettlerin Kind, nicht meinem Vater, noch irgend einer Freundin, auch der Amme nicht, deren Sorge mich auferzogen hat! Einem Fremden, einem Feinde meines Landes, muß ich mich vertrauen — ist das nicht traurig?"

„Nennt mich nicht so!" bat Bernhard. „Ich bin Euch kein Fremder, bin noch minder ein Feind Eures schönen Landes."

Digitized by Google

„Ihr ſeid — doch gleichviel!“ unterbrach ſie ſelbſt ihre Entgegnung. — „Sagt mir jetzt Wahrheit. Was Euch mein Vetter Marco Marani und mein Oheim Andrea in Venedig von mir erzählt haben, das weiß ich, aber Ihr habt noch mehr über mich gehört, ich ſah es Euch an — vergebens ſtrebt Ihr auch in dieſem Moment, es mir zu verhehlen. Sagt es ungeſcheut, ich muß alles wiſſen.“

Konnte Bernhard ihr ſagen, was er vor Padua als unfreiwilliger Zeuge des Geſprächs zweier andern vernommen hatte? In ſeiner Verlegenheit kam ihm plötzlich der Gedanke an Haugwitz, der ihm zuerſt Fiorina's Namen genannt, zu Hilfe, und er ſchlug mit Freuden den Ausweg ein.

„Darf ich es denn ausſprechen,“ erwiederte er mit einem Lächeln, dem ein ſcharfes Auge wohl noch die Befangenheit anſah, „ſo wiſſet, daß ich ſchon in meiner Heimath, noch eh' ich Italiens Boden auch nur im Geiſte betreten, von Euch gehört habe. Ein alter Freund unſeres Hauſes, der Euch als Kind von ſechs Jahren gekannt, erzählte mir von Euch — vielleicht entſinnt Ihr Euch ſeines Namens Ermanno, wie er hier genannt wurde.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Was hat er Euch von mir erzählt?“

Digitized by Google

„Daß Ihr — bildschön gewesen schon damals und daß ihm später, vor zwei Jahren glaub' ich, als Ihr noch im Kloster erzogen wurdet, die Leute hier gesagt, Ihr wäret — doch es schickt sich wohl nicht, daß ich es Euch in das Angesicht wiederhole —"

„Sprecht es aus!" rief sie. „Ich muß es wissen — es ist mein Wille! Was hat man von mir gesagt?"

Er wurde selbst roth bei der Schmeichelei, die er ihr wiederholen sollte, und brachte sie ziemlich ungeschickt vor. „Daß Ihr ein Wunder von Schönheit geworden, wie noch kein Mensch erblickt, daß Euer Auge im Stande sei, grünes Holz in Brand zu setzen!" Stotternd nur konnte er seine Rede vollenden.

Offenbar hatte sie etwas ganz anderes von ihm zu hören erwartet, denn sie sah ihn starr an und lachte dann. „Wahrlich, das hat Euch viel Anstrengung gekostet, und war allerdings sehr gefährlich, wenn meine Augen wirklich Brandpfeile schießen können! Ist das aber alles, Bernardo?" Schnell wieder ernsthaft, wandte sie sich ganz nach ihm um und richtete forschend ihren Blick auf ihn, als wolle sie dessen gerühmte Kraft erproben. „Nicht, was Ihr daheim in Eurer nordischen Heimath seltsamerweise

Digitized by Google

ſchon gehört, ſondern was Ihr hier von Fiorina erfahren habt, will ich wiſſen. Ihr ſeid falſch gegen mich."

Da wurde er ganz beſtürzt und ſprach ohne rechten Zuſammenhang von einem Zuſammentreffen in Padua, das er mit einem Landsmanne gehabt, und wie dann, nachdem ſie ſich getrennt, hinter den Weingehängen ſich ein anderer zu jenem geſellt, der mit ihm eine kurze Unterredung gehabt, in welcher der Name Fiorina vorgekommen, den der Bote des Proveditors, denn ein ſolcher ſei es offenbar geweſen, gemißbraucht. Mit ſtockendem Athem, ein Bild geſpannter Erwartung, hörte Fiorina zu, und hätte Bernhard den Muth gehabt, ſein Auge zu dem ihrigen zu erheben, ſo würde er vor den Flammen, welche in deſſen dunkler Nacht aufglühten, erſchrocken ſein. Ihre Lippen bebten, ihre Züge ſpannten ſich vor Zorn — das hatte man gewagt mit ihr! Nur halb errieth ſie den Sinn, der in Bernhard's verwirrten Worten lag, aber ſie ſetzte das fehlende zuſammen, und als er geendigt hatte, war ſie tief erblaßt und ſchwieg. Schüchtern blickte er zu ihr auf, ſie hatte ihr Auge zu Boden geſenkt, ihre Hand auf die wogende Bruſt gepreßt.

„Ich habe Euch beleidigt, Fiorina," ſagte er leiſe — und dankte Gott, daß er ſich bewußt war,

das verletzendste für sie — die Aeußerung des Abgesandten, daß sie ihr Herz dem Sachsen geschenkt — nicht ausgesprochen hatte. In seinem Geiste aber hell erwacht, quälte sie ihn mit brennender Marter, und er hätte viel darum gegeben, Antwort auf die Frage nach Wahrheit zu erhalten.

„Ihr habt nur meine Bitte erfüllt," erwiederte Fiorina, ohne ihr Auge zu erheben. „Wohlan, Ihr sollt auch von mir Wahrheit hören. Ja, ich kenne den Mann, der Euch in Padua den Dienst geleistet hat, er ist hier in unserm Hause gewesen, ich — achte ihn!" — Hier hielt sie eine Weile inne und Bernhard, dessen Herz zum Zerspringen voll war, wagte nicht mit einem Hauch sie zu stören. — „Das Märchen, das man Euch von dem Prinzen Gaston erzählt hat, ist nur halb wahr, ist ausgeschmückt und übertrieben worden — kann sein, daß er mir in französischer Galanterie die Aufmerksamkeit eines Momentes, als er beim Marschall de la Palice in unserm Hause war und mich zufällig erblickte, gewidmet hat, vielleicht hat er auch, als er mich im Vorüberreiten das zweitemal sah, die Lanze gesenkt, aber mehr hat er nicht an mich gedacht, denn er ist einer hohen und schönen Dame zugethan, deren Farben er trägt. Jene Gesellen aber, die unser Haus ehrlos überfielen, als

niemand daheim war als ich, haben mit dem Prinzen nichts gemein gehabt, und ich bin auch nicht ihm, noch dem berühmten Ritter Bayard für meine Rettung verpflichtet, sondern — dem Manne, der auch Euch einen ähnlichen Dienst erwiesen hat. — Darum," fuhr sie lebhafter fort, „kam er in harten Streit, darum gab er den französischen Dienst auf! Ich habe ihn nicht wiedergesehen seitdem — aber — man hat mir ein Verbrechen daraus gemacht, daß ich ihm dankbar bin, daß ich seine That nicht vergessen kann bis an das Ende meines Lebens! Und während ich deßhalb gescholten, verbannt wurde, hat man von einer andern Seite her, Gott gebe, daß sie mir nicht näher steht, als ich bis jetzt weiß, ein Spiel getrieben mit meiner Ehre, hat mich zu einem Köder für Staatszwecke gemacht, um ihn, da er frei ist, zu fangen für Venedig. In seinen Augen bin ich vielleicht verächtlich geworden — — Bernardo, ich wollte Euch ruhig alles erzählen, aber ich kann nicht. Gestern haben sie förmlich über mich zu Gericht gesessen und mein eigener Vater dabei, meine Mutter und alle Verwandten. Todt mußte ich vor der Welt sein, als ich Brescia verließ, damals meinten sie es gut mit mir, und es galt, mich zu schützen, daß ich es nicht mit dem eigenen Dolch und Leben zu thun brauchte,

Digitized by Google

aber seit ich heimlich zurückgekehrt bin zu der kranken Mutter, seit an ihrem Bette man mir meine geheimsten Gedanken abgelauscht und gestohlen hat, ist alles anders geworden! Ich sollte mit der Befreiung Brescias auch meine Befreiung aus der Verborgenheit zum neuen Leben feiern, jetzt ist es anders beschlossen! Ich soll todt bleiben der Welt, in der Nacht eines Klosters ein elendes Dasein fortführen bis zum Grabe — weil — Wollt Ihr mir helfen, Bernardo?" fragte sie kurz und schnell.

„Mit meinem Herzblute!" rief er. „Sprecht! Was kann ich für Euch thun?"

„Ich muß fort, ich kann mich dem ungerechten Spruche nicht unterwerfen. Die heiligen Mauern, welche kranken und gebrochenen Herzen eine Zuflucht, gottgeweihtem Sinne eine Stätte des Segens sind, sollen mir nur zum Gefängniß dienen, ich würde schwerere Sünden auf mich laden, wollt' ich dort mit freveluden, widerstrebenden Gedanken mich aufnehmen lassen, als wenn ich mich durch die Flucht der Vollstreckung des Urtheils, das sie gestern gefällt haben, entziehe — auch aus dem Kloster, ich weiß es, würde ich zu entfliehen suchen — vor dieser Sünde bewahret mich, Bernardo. Helft mir zur Flucht, noch heute!"

Digitized by Google

„Ihr wollt Euer Vaterhaus verlaſſen?“ — verſetzte Bernhard, betroffen und aus der Faſſung gebracht durch ihr Verlangen, das ihn rathlos machte.

„Habt Ihr mich nicht gehört? Das Vaterhaus ſoll ich verlaſſen, es ſtößt mich aus! Meine Wahl kann es nicht mehr ſein, zu bleiben oder zu ſcheiden: verlaſſen muß ich dieß Haus in jedem Fall, da ſie mich für das Kloſter beſtimmt haben. Ich will aber meinen eigenen Weg gehen, der in die Freiheit führt, und den könnt Ihr mir öffnen. Oder ſolltet Ihr vorhilig mit Verſprechen ſein? Euer Herzblut, mit dem Ihr mir helfen wolltet, begehre ich nicht, nur Euren Hut und Mantel für den ſchlimmſten Fall und Eure Begleitung bis auf die freie Landſtraße: dann wird mein guter Stern mir weiter helfen!“

Er ſollte zu einem Schritt ſeine Hand bieten, den ſein lauteres Gefühl verwarf, der Jungfrau, die ſich dem Willen der Eltern widerſetzen, weibliche Sitte verletzend in die weite Welt ſtürzen wollte, zur heimlichen Flucht verhelfen, die Gaſtfreundſchaft des Hauſes durch Verrath lohnen!

„Fiorina“ — bat er — „bedenkt, was Ihr thun wollt!“

„Und glaubt Ihr, ich handelte blind, wie ein thörichtes Kind?“ entgegnete ſie. „Thue ich Unrecht,

so erspare ich mir dadurch vielleicht eine Todsünde. Nicht ich habe die heiligen Bande zerrissen, welche mich an Vater und Mutter knüpfen, sie sind zersprengt, ich kann es nicht ändern! Was ich thue, geschieht mit Vorbedacht — auch gehe ich nicht hinaus, ohne zu wissen, wohin. Ich habe mein Ziel im Auge, und fühle Kraft in mir, es zu erreichen! Das ist geschworen, Bernardo, frei muß ich werden — und wär' es im Tode!" Sie barg wiederum, wie damals im Garten zu Monselice, die Hand in ihrem Brusttuche, dießmal aber gab sie ihm volle Gewißheit, denn vor seinen Augen blinkte jetzt der Griff eines halbgezückten Dolches. — „Ich hänge nicht am Leben!" fuhr sie mit einer Leidenschaft fort, die ihn erschreckte, weil er sie in solchem Grade noch nie an einer Frau gesehen hatte. „Was kann mir das Leben noch bieten? Die Rose ist zerrissen, im Winde zerflattert, nur der Dorn ist mir zurückgeblieben, und von diesem Dorn muß ich befreit werden, er heißt: Verachtung! Das ist mein Lebensziel noch, dann kann ich rein sterben! — Seht mich nicht fragend an mit diesen Blicken — Ihr versteht mich nicht, Ihr könnt mich nicht verstehen, denn Ihr seid ja auch ein Deutscher! Ich hätte das bedenken sollen, ehe ich Eure Hilfe anrief! Geht, sagt meinem Vater,

Digitized by Google

was ich im Sinne habe, das wird tugendhaft deutsch sein. Und wenn Ihr einst über die Alpen heimkehrt, dann könnt Ihr Eurer blonden Dame erzählen, wessen ein italienisches Mädchen fähig ist, und sie wird schaudern!" Rasch aufgestanden war Fiorina und wollte sich entfernen, aber er hielt sie fest und seinem stummen, bittenden Blicke konnte sie nicht widerstehen. Im plötzlichen Uebergange von kühnster, an Wildheit grenzender Entschlossenheit zum Kleinmuth eines hilflosen Kindes lehnte sie sich auf seinen Arm, gab der sanften Gewalt nach, da er sie umschlang und brach in bittere Thränen aus.

Als beide nach kurzer Frist ihre Fassung wiedergewonnen hatten, waren sie nicht mehr allein. Die alte Magd stand am Eingange des Bosketts und starrte Fiorina mit ihren brennenden schwarzen Augen an, denen sie selbst nicht trauen wollte. Dieser Blick aber gab Fiorina ihre ganze Kraft, ihren vollen Stolz zurück. Sie reichte, ohne sich um die Gegenwart der Alten zu kümmern, Bernhard die Hand und sagte: „Freundschaft bis zum Tode!" Dann erst wandte sie sich an die Magd: „Deine Netze zerreiße ich, La Ragna, wie fest Du sie auch spinnst!" und ging, ihr Kleid zusammenfassend, als fürchte sie sich vor der Berührung auch nur ihres Gewandes, an

der Dienerin vorüber, welche Bernhard einen Blick des bitterſten Grolles zuwarf, ehe ſie der jungen Herrin folgte. „Sie hat ihn vergeſſen!“ murmelte ſie dann vor ſich hin. „Sie hat ſchnell genug einen andern gewählt. Arme Kleine!“

Viertes Kapitel.

Der Spruch des Albaneſen.

Sie liebt ihn! Das war der eine Gedanke, welcher ſtürmiſch immer wieder in Bernhard's Seele eindrang und ſich endlich nicht mehr vertreiben ließ. Er rief ſich alles zurück, was er von einzelnen Andeutungen und Streiflichtern erfaſſen konnte und ſuchte es in Zuſammenhang zu bringen. Sie ſelbſt hatte ſich ihm verrathen! Der Sachſe, der ſo verhängnißvoll in Bernhard's Heimath für das Glück geliebter Weſen geworden, gewann hier in der Fremde nun auch für ihn ſelbſt eine räthſelhafte Bedeutung. Denn er kämpfte vergebens mit ſich, vergebens ſuchte er es ſich abzuläugnen, daß Fiorina mit unwiderſtehlichem Zauber all' ſeine Sinne gefangen hielt. Fern von ihr ſchien dieſer Zauber, wie er ihn bei erſter

Begegnung gefühlt, ſeine Macht verloren zu haben. Während ſeiner Abweſenheit von Italien, in der Levante, wo anfangs auch ſein noch nicht aufgegebener Entſchluß in den Orden zu treten, der keine Gedanken an Frauenliebe duldete, zum guten halſ, war Fiorina's Bild allmälig in ihm ganz erblaßt und ein anderes auf reinem Goldgrunde wieder aufgeleuchtet, wie eine Madonna von der Hand eines alten deutſchen Meiſters wohl eine Zeitlang vor der Pracht und Glut, mit welcher ſüdliche Maler ihre heiligen Geſchichten auszuſtatten vermögen, überſehen werden kann, dann aber doch in ihrer keuſchen und frommen Innigkeit erkannt und verehrt wird. Als er dann nach mancher Enttäuſchung ſeinem urſprünglichen Plane, Johanniter zu werden und ſich dadurch die glorreiche Bahn zu eröffnen, die ihm ſeine heimathlichen Verhältniſſe nicht geſtatteten, ganz entſagt hatte, war es ihm als ein Ziel ſeines Strebens erſchienen, ſich im Dienſte des Kaiſers eine Stellung zu erringen, die ihm erlaube, in voller Unabhängigkeit von elenden Sorgen bei der Heimkehr alles gutzu machen, was er ſich gegen Bärbchen vorzuwerfen hatte. Wie ſchlug ſein Herz damals wieder bei dem Gedanken an ſie, wie erfaßte ihn oft eine heiße Sehnſucht nach der Heimath! Jetzt neue Zerwürfniß,

Digitized by Google

neuer Kampf in ſeinem Innern! Es war, als habe ſich mit dem erſten Schritte, den er aus dem Boote auf die Marmorſtufen der Treppe zur Piazzetta in Venedig gethan, die Glut wiederentzündet, die er erloſchen wähnte; bei Fiorina's Wiederſehen war ſie mächtiger aufgeflammt und wogte zehrend in ihm um ſo quälender, weil ſie hoffnungslos ſchien. In einer frühern Stunde der Verſuchung war ihm die Frage genaht, ob des Mannes Herz nicht fähig ſei, zwei weibliche Weſen mit gleicher Liebe zu umfaſſen, ob es eine Sünde ſei, wo beide ihn mit gleichen Gefühlen erfüllten, daß er keine Wahl zwiſchen ihnen zu treffen fähig, wenn er die Doppelliebe, die ihn beſeligen werde, nicht ausrotte — im Orient unter den Bekennern eines andern Glaubens ſah er dieß Verhältniß als gebeiligte Sitte walten, er dachte an die Geſchichte der Patriarchen, eine alte deutſche Sage fiel ihm ein, die Sage von dem thüringiſchen Grafen von Gleichen, dem der heilige Vater zu Rom ſelbſt geſtattet, die ſchöne Sarazenin, die ihn gerettet, bei der Heimkehr neben ſeiner erſten Frau als chriſtliches Ehegemahl zu hegen! Sein beſſeres Gefühl war aber bald vor dem Abgrunde erſchrocken, den er vergebens mit dieſen Blumen der Phantaſie zu verhüllen ſtrebte, und gleichzeitig war ihm auch bei

nüchternem Erwachen der Aberwitz, die Lächerlichkeit, nur einen ſolchen Gedanken zu hegen, klar geworden, ſo daß er ſich deſſen ſchämte. Iſt doch die Lächerlichkeit eine furchtbare Waffe ſelbſt gegen vorwurfsfreie Regungen und es gehört Muth dazu, ihr zu trotzen. Das war nun vorüber, aber die heiße Leidenſchaft, welche ihn, ſeitdem er Fiorina wiedergeſehen, mit neuer Macht erfaßt hatte, ſchien nun ganz die Herrſchaft über das milde tiefſinnige Gefühl, das ihn an die erſte Geliebte daheim gebunden, zu erringen, und ſelbſt die Gewißheit, die ſich ihm aufgedrängt, die Gewißheit, daß Fiorina's Herz für ihn verloren ſei, diente nur dazu, ſeine innern Kämpfe zu vermehren, nicht die hoffnungsloſe Leidenſchaft zu erſticken.

Er war nach dem unterbrochenen Geſpräche im Garten in ſein Zimmer zurückgekehrt und blieb dort bis zur Mittagszeit allein. Vom nächſten Thurme hörte er die langhallenden Glockenſchläge der italieniſchen Uhr, welche vierundzwanzig Stunden vom Ave Maria beginnend angibt. Er wurde müde, ſie zu zählen — noch niemals, in keiner Lage des Lebens war ihm bei ſeiner in ſich gekehrten kontemplativen Sinnesart die Zeit lang geworden, heute zum erſtenmale. Es drängte ihn zu Thaten. Er war aufgerufen worden, zu helfen — noch wußte er nicht, wie.

Digitized by Google

Fiorina hatte es ihm nicht mehr sagen können. Was sollte er thun, was konnte er für sie thun? Sollte er unthätig verharren, bis sie einen Weg fand, ihm neue Kunde zu geben, oder war es seine, des Mannes, Sache, für sie zu handeln? Ihn beunruhigte auch die Natur, das Motiv des Schrittes, zu welchem er seine Hilfe leihen sollte. Ob es nicht seiner würdiger war, als Vermittler zwischen ihr und den Eltern aufzutreten? Ganz gewiß, aber durfte er sich von diesem Auswege, den Fiorina in bitterm Spotte echt deutsch genannt haben würde, irgend einen Erfolg versprechen?

In diesen Zweifeln, die ihn nicht zur Klarheit kommen ließen, wurde ihm endlich der Aufenthalt in seinem engen Gemach so unerträglich, daß er zu Hut und Schwert griff, um in freier Luft wieder Freiheit des Geistes zu gewinnen. Da klopfte es an die Thüre, nach welcher er eben schritt, und sein Wirth, Filippo Diodati, trat herein. Beide maßen sich mit einem überraschten Blick, Bernhard, weil er diesen Besuch nicht erwartet hatte, Diodati, weil er seinen Gast zum Ausgehen gerüstet fand.

„Ich wollte Euch aufsuchen —" sagte dieser und ihm war, als müsse er den Moment benutzen.

„Das freut mich," erwiederte Diodati. „Unsere

Wünſche begegnen ſich.“ Er lud mit einer verbindlichen Bewegung Bernhard ein, den Vortritt zu nehmen, indem er bemerkte, daß ſich ſeine Gattin heute eine Ehre daraus machen werde, ihn bei Tafel an ihrer Seite zu ſehen. Fiorina's erwähnte er wiederum nicht, und Bernhard fragte ſich während des Ganges, ob es möglich ſei, daß die Magd ihrer Herrſchaft nichts von ihrer Entdeckung im Garten geſagt habe. Auch die Begegnung mit Frau Margherita klärte ihn darüber nicht auf; ſie empfing ihn mit feiner Aufmerkſamkeit, hatte für ihn manches artige Wort, das ihn bei ſeinem ehrlichen Sinne wohl täuſchen konnte, wenn ſie anders über ihn dachte, als ſie ſich den Anſchein gab, aber die Anweſenheit mehrerer andern Gäſte, deren Geſichter er ſchon bei der Verſammlung der Familienglieder geſehen zu haben glaubte, hinderte ihn, ſich die Gewißheit zu verſchaffen, die er ſuchte. Bei Tafel erhielt er den Ehrenplatz neben der Frau vom Hauſe, die ihn in das allgemeine Geſpräch, welches die kleine Geſellſchaft bald verband, geſchickt zu verwickeln wußte, ſo daß er nicht Gelegenheit fand, mit ihr ſelbſt eine geſonderte Unterhaltung anzuknüpfen. Während alles in ſüdlicher Lebendigkeit ſprach — und worüber konnte es ſein, als über die nächſte Zukunft für die Stadt

und wie man ihr am beſten begegnen ſolle? — ſtand Diodati, welchem ein Diener leiſe etwas zugeflüſtert hatte, geräuſchlos auf und verließ das Zimmer, ohne daß jemand bei ſeiner Entfernung aufblickte: Bernhard, welcher eben von Frau Margherita lebhaft über die ſchönen Inſeln des griechiſchen Meeres befragt wurde, bemerkte erſt nach einer langen Weile, daß ſein Wirth, welcher auf derſelben Seite der Tafel ſaß, hinausgegangen ſei, er hielt es aber für unſchicklich, nach ihm zu fragen. Das Mahl währte noch lange, gewürzt durch geiſtreiche Unterhaltung, zu welcher auch die Frauen das ihrige beitrugen, beſonders Bernhard's andere Nachbarin, eine ältere Dame von klugen, nur etwas ſtrengen Zügen, — aber Diodati's Stuhl blieb leer, bis die Tafel aufgehoben wurde und, was den Deutſchen zumeiſt verwunderte, die Frau vom Hauſe gab darüber weder eine Entſchuldigung noch eine Erklärung ab. In Deutſchland würde man das ſehr übel genommen haben. Hier aber mochten darüber andere und freiere Sitten walten.

Es war ſchon dunkel, als ſich die Geſellſchaft trennte. Bernhard hatte ſich zuletzt etwas zurückgezogen; in eine Fenſterniſche geſtellt, ſchien er überſehen und vergeſſen zu ſein, auch er vergaß, was

Digitized by Google

um ihn vorging, und wie er ſich in ſeine Gedanken verſenkte, ſchwirrte das Stimmengewirr der fremden Sprache immer unverſtandener zu ſeinem Ohr, als ſei es nur das Toſen eines entfernten Waldſtromes. Auf einmal durchzuckte es ihn, als werde er gerufen. Er blickte auf: kein Auge war auf ihn gerichtet, kein Menſch bekümmerte ſich um ihn; er ſah ſich nach dem Fenſter um, an deſſen Brüſtung er gelehnt ſtand: es ging nach dem Hofe, wie er wußte, draußen lag tiefe Dunkelheit, und ſo angeſtrengt er horchte, war alles doch lautloſe Stille dort. Eine Unruhe bemächtigte ſich ſeiner, die er nicht begreifen konnte, da es offenbar nur eine Täuſchung ſeiner innern Welt geweſen war: er ſuchte ſich zu beſinnen, woran er zuletzt gedacht, womit er ſich beſchäftigt hatte, um daraus vielleicht den eingebildeten Ruf zu erklären. Umſonſt! Er konnte ſich durchaus nicht erinnern, welches Gedankenſpiel ihn nur eben noch der Außenwelt entführt hatte, und in dieſem Streben wuchs ſeine Unruhe bis zu einer quälenden Angſt, die ſein Herz räthſelhaft zuſammenpreßte, daß er kaum Athem fand. So war es ihm eine Erleichterung, als der Aufbruch der Geſellſchaft ihn dieſer ſeltſamen Regung entriß, die mit dem erſten Schritt aus ſeiner Niſche ſofort verſchwand: ſeine Bruſt war wieder

Digitized by Google

frei, ſein verdüſtertes Auge glänzte wieder, und ſo mächtig war die Rückflut des zum Herzen geſtrömten Blutes in die Wangen, daß dieſe höhere Farbe, verbunden mit dem ganzen Weſen, in welchem ſich dieſe Reaktion der Stimmung ausſprach, den Anweſenden auffallen mußte. Was war dem Fremden begegnet, daß er ſo ſieghaft blickend auftrat? Es war aber keine Zeit zu weitern Beobachtungen. Frau Margherita nahm die Scheideworte ihrer Verwandten freundlich an und wünſchte auch Bernhard, der zuletzt ihr nahte und vielleicht erwartete, daß ſich jetzt noch ein Anlaß zu freierem Ausſprechen finden werde, ſo entſchieden eine ‚glückliche Nacht,‘ daß er nicht einen Moment länger, mit ihr allein, verweilen durfte. Das Unrecht gegen ſie, deſſen er ſich bewußt war, nahm er denn mit ſich und hoffte auf Morgen.

Draußen wartete ſein nicht der Diener, der ihm abends bisher die letzten Dienſte geleiſtet hatte, ſondern die Ragna. Sie ſtand, den ſilbernen Leuchter mit der Kerze in der Hand, an der Treppe im Winkel — klein und gebückt wie ſie war, ſchoß ſie bei ſeinem Anblick hervor, und er mußte an Fiorina's treffendes Wort denken, welche die Alte ihrem Namen getreu eine echte Spinne genannt. Dem Widerwillen, der ihn gegen die Lauſcherin, die offenbar in feindſeliger Abſicht heute früh

gehandelt hatte, erfüllte, gab er jedoch nicht Raum, sondern nahm den Dienst, den sie ihm leistete, schweigend an. Sie leuchtete ihm vor, und als sie die Kerze in seinem Zimmer auf den Tisch gestellt hatte, sagte sie mit ihrer schrillen Stimme, indem sie ihn scharf ansah: „Ich bringe Euch ein Lebewohl von der Signorina."

„Von Fiorina ein Lebewohl?" rief er bestürzt.

„Ja. Sie ist fort."

„Sie ist frei?" rief Bernhard. „Mit Eurer Hilfe gewiß!"

Die Alte schüttelte den Kopf, ein Lächeln, welches Bernhard gar häßlich erschien, entstellte ihre Züge. „Frei wird sie werden von mancher Thorheit," war ihre Antwort, „wenn sie erst Ruhe gefunden hat. Ich habe meine Pflicht gethan."

„Wann hat sie das Haus verlassen?" fragte er, noch immer von seinem Gedanken befangen.

„Mein Herr ist mit ihr gegangen, als alles noch bei Tisch saß."

„Euer Herr?!" versetzte Bernhard, auf einmal begreifend, was geschehen war.

„Ja, Signore," erwiederte die Alte.

„Und wohin hat er sein Kind gebracht?" fragte Bernhard heftig.

Digitized by Google

„Das weiß ich nicht," antwortete die Ragna gelaſſen.

Er ſagte nichts mehr, aber die ſtärkſte Bewegung gab ſich in allen ſeinen Zügen kund. Die Alte wandte ſich zum Gehen, ihr: ‚glücklichſte Nacht!' klang wie der ſchneidendſte Hohn. Er vertrat ihr den Weg.

„Was befehlt Ihr noch?" fragte ſie und ihre Stimme nahm auf einmal einen milden Ton an. Mitleid iſt ein ſchöner und allgemein verbreiteter Zug des italieniſchen Charakters, der freilich oft genug durch Leidenſchaft und Rachſucht verdunkelt wird.

„Du haſt ſie verrathen!" rief Bernhard. „Wodurch hat dieß himmliſche Weſen Deinen Haß verdient?"

„Ich habe meine Pflicht gethan," erwiederte ſie, „mein Herr die ſeinige. Sagtet Ihr, daß ich meine Signorina haſſe? Ich bin ihre Pflegerin geweſen von früherer Kindheit an, meine Tochter ihre Amme, ich liebe ſie wie mein eigenes Kind. Sollte ich ſie verderben laſſen?"

„Wer ſagt Dir, Elende —?" brauſte er auf, doch bezwang er ſich und in bittendem Tone fuhr er fort: „Du weißt, wohin ſie der harte Vater gebracht hat! Wenn Du ſie liebſt, ſo ſag' es mir."

Digitized by Google

„Ich weiß es nicht," entgegnete sie. „Wüßte ich's auch, so würde ich eher mein Leben lassen, als es Euch oder — Einem von Euch verrathen. Das wäre Verrath, Signor. — Nehmt es Euch nicht so zu Herzen, Ihr seid jung, Ihr werdet Euch bald trösten. Kehrt zurück in Eure Heimath, was sucht Ihr hier in der Ferne? Hieher bringen die Eurigen nur Unglück! — — Geht, Signor, ich kann Euch nichts weiter sagen."

„Nur Eins noch! Als sie der Vater hinwegriß, um sie zu verstoßen, hat sie nach mir, hat sie meinen Namen gerufen?"

„Vergogna!" rief die Alte mit dem schärfsten Zornlaut dieses Vorwurfs. „Scham über Euch!" wiederholte sie. „Haltet Ihr meine junge und edle Herrin für eine verworfene Dirne?"

„Aber ich — ich glaubte deutlich meinen Namen zu hören," sagte er beschämt.

„Böse Geister mögen ihn gerufen haben!" erwiederte sie. „Meine Herrin nicht!"

„Aber — das Lebewohl —"

„Hat sie mir für Euch gegeben, als sie am Morgen kaum von Euch gegangen war. Glaubt Ihr, sie würde sich ihrem Herrn und Vater widersetzt, nach einem Fremden um Hilfe gegen sein ge-

Digitized by Google

heiligtes Haupt gerufen haben? Thun das Eure Jungfrauen, Schmach über sie! Als mein Herr ihr seinen Willen ankündigte, daß sie mit ihm das Haus zu verlassen habe, gehorchte sie ihm schweigend, wie es sich geziemt, und ich habe sie begleitet bis an die Sänfte, in welcher sie mein Herr zu Pferde dann weiter geleitete. Für Euch und Euresgleichen ist sie verloren, aber wiedergefunden für ihr ewiges Heil. Sucht Ihr das Eure." Mit diesen in schnellster Rede gesprochenen Worten verließ sie, ohne ihm noch einmal eine gute Nacht zu wünschen, das Gemach.

Schlaflos verbrachte er viele Stunden auf seinem Lager und erst, als sich der Kampf in seiner Brust bis zu einem bestimmten Entschlusse durchgerungen hatte, sank er, mehr betäubt als beruhigt, in einen dumpfen Schlaf. Aus diesem weckte ihn gegen Morgen das Sturmgeläut von allen Thürmen der Stadt. Er sprang auf, warf sich hastig in seine Kleider und eilte hinab, zu fragen, was der Aufruhr, der schon mit wildem Geschrei durch alle Straßen tobte, bedeute. Niemand im Hause begegnete ihm, er wollte hinaus, aber die Thüre nach außen war verschlossen. So suchte er denn im Korridor die erste, die er öffnen konnte, um irgend einen der Bewohner, wo möglich Herrn Diodati selbst zu finden. Ueberall

Digitized by Google

Schloß und Riegel verſperrt und kein Laut vernehmbar! Endlich wich eine Thüre ſeiner Hand, und wie er eintrat, mußte er, über ſein Thun beſchämt, auf der Schwelle ſtehen bleiben. Es war das Gemach der Frau vom Hauſe, in welches er eben eindringen wollte, und ihm gegenüber an der andern Wand, wo ein Betaltar ſtand, erblickte er Frau Margherita vor dem Bilde des Erlöſers auf ihren Knieen, im Gebete hingeſunken — ſo ſtürmiſch hatte er aber die Thüre aufgeriſſen, daß ſein Geräuſch die Inbrunſt ihrer Andacht geſtört hatte! Sie kehrte ſich um und wie ſie den Fremden erblickte, deſſen Geſtalt noch vom Zwielicht halbverhüllt war, ſprang ſie mit einem Schrei des Entſetzens auf.

„Madonna!“ rief er. „Verzeiht mir!“ —

„Ihr ſeid es!“ klang es mit dem Tone des Vorwurfs. „Eure Landsleute ſtürmen die Stadt, eilt ihnen die Thore zu öffnen! Das iſt Eurer würdig!“ Der Augenblick hatte ſie überwältigt, daß ſie den innerſten Gedanken ihres Herzens ausgeſprochen hätte, wäre nur Zeit dazu geweſen.

Bernhard wollte ſprechen, ſich entſchuldigen und rechtfertigen, aber in demſelben Augenblicke verſtummte draußen das Sturmgeläut und mit ihm zugleich in der nächſten Umgebung des Hauſes das Geſchrei

auf der Straße — das letztere freilich nur für einen Moment, um desto wilder und tumultuarischer wieder auszubrechen, so daß nicht zu hören war, ob die Glocken auch wieder ihre ehernen Stimmen durch die Luft dröhnen und heulen ließen. Die Feinde stürmten die Stadt! Bernhard nahte der Dame, welche von neuem Grausen erfaßt, ohne auf die Gegenwart des Fremden zu achten, wieder zu dem Heiligthume geflüchtet war; er wagte es, ehrerbietig zu ihr zu reden, ihr zu versichern, daß er, soviel in seinen Kräften stehe, thun werde, um die Gastfreundschaft, die er genossen, zu vergelten, aber sie hörte nicht auf ihn. Den Blick zu dem Bilde des Heilandes erhoben, rang sie die Hände stumm zu ihm empor.

Da schlug es hart zweimal draußen an die Thüre des Hauses. „Filippo!“ rief Margherita freudig, raffte sich auf und eilte an Bernhard vorüber, der ihr rasch folgte. Die Pforte war schon geöffnet von der Ragna, die mit andern Hausbewohnern jetzt zum Vorschein gekommen war und ihren Herrn einließ. Die Tageshelle von außen beleuchtete dessen Antlitz, als er eintrat, und ließ einen Ausdruck von Unwillen und Spott deutlich erkennen.

„Falscher Lärm!“ war sein erstes Wort. „An den Galgen mit dem, der ihn verursacht hat.“

Digitized by Google

Erleichtert athmete Frau Margherita auf und die Diener schrieen vor Freude, wie auch auf der Straße schon manches wilde Gelächter zu hören war. — „Ihr lacht und freut Euch wie unverständige Kinder!“ sagte Diodati, die Stirn runzelnd. „Noch ein paarmal so und der Feind gewinnt die Stadt leichten Kaufs! — Seid Ihr auch da, Signor Bernardo?“

Was mit dieser sonderbaren Frage gemeint sei, blieb zweifelhaft, Bernhard konnte nicht überhören, daß ihr Ton keineswegs wohlwollend klang, aber zu einer Gegenfrage oder Erörterung kam es nicht, da der Hausherr, ohne auf eine Antwort zu rechnen, seine Frau bei der Hand nahm und in das Zimmer führte, wohin Bernhard uneingeladen ihm nicht nachfolgen konnte. Die übrigen Hausbewohner erhoben nun ein lebhaftes Durcheinanderreden, und theilten sich ihre Befürchtungen und Vermuthungen mit über den blinden Lärm, der die ganze Stadt in Schrecken gesetzt hatte. Bernhard kümmerte sich nicht um sie, sondern schritt nach der Hausthüre, welche die Ragna eben wieder verschließen wollte.

„Laßt mich hinaus,“ bat er.

„So wollt Ihr scheiden?“ fragte sie leise. „Aber zu Fuß? Was soll mit Eurem Roß werden?“

Digitized by Google

Ihre Annahme, daß er das Haus ganz verlaſſen wolle, überraſchte ihn: er hatte nur den Zuſtand in der Stadt und wo möglich den Anlaß des unbegründeten Sturmläutens erkunden wollen, doch konnte er ſich nicht abläugnen, daß nach der Stellung zu ſeinen Gaſtfreunden, in welche er gerathen war, es am beſten für ihn ſei, ſich baldigſt zu verabſchieden. Nur wollte er es nicht heimlich thun, ſondern ſich offen, wie er eben in der Nacht zum Entſchluß gekommen, mit Fiorina's Eltern vorher ausſprechen. Dabei ſchmeichelte er ſich mit der Hoffnung, für ſie vielleicht eine günſtige Wendung ihres Schickſals zu bewirken, nach dem alten heimiſchen Spruch: ein gutes Wort findet eine gute Statt. Er ſagte alſo der Ragna, daß er allerdings noch heute aus dem Hauſe ſcheiden werde, doch nicht heimlich, wie Einer, der ein ſchlechtes Gewiſſen hat, ſondern nach einem ehrlichen und ſchicklichen Abſchiede von Herrn Filippo und ſeiner Gemahlin, denen er ſoviel Dank ſchuldig ſei — für den Augenblick gedenke er nur, ſich etwas in der Stadt umzuſehen und in kurzer Zeit wiederzukehren. Sie ließ ihn ſchweigend hinaus und ſchloß hinter ihm zu.

Auf den Straßen war die Bewegung noch ungeſtillt. Ueberall ſtanden Gruppen oder wogten Haufen von Menſchen: anfangs waren es nur bewaffnete Bürger

Digitized by Google

oder Krieger gewesen, die zu den Sammelplätzen eilten oder sich schaarten, Reisige, welche über die Plätze sprengten, und Neugierige, die sich aus den Häusern gewagt; jetzt hatten sich Frauen und Kinder, nun die Gefahr vorüberwar, in die Massen gedrängt und vermehrten den Lärm in betäubender Weise. Bernhard hatte Mühe, sich selbständig einen Weg zu bahnen; mehrmals mußte er mit dem Strome der Menschen gehen, wenn dieser in enger Straße eine bestimmte Richtung genommen, und als er endlich in eine Seitengasse abgebogen hatte, kam er in unbekannte Gegenden der Stadt, welche so still und menschenleer waren, daß er sich auch nicht einmal durch Fragen zurechtfinden konnte. Er hatte im Sinne gehabt, irgend einen höhern Anführer der venetianischen Truppen, mit denen er auf dem Hermarsche bekannt worden war, zu suchen und über den wahren Grund des Aufruhrs zu befragen. Margherita's Annahme, daß seine Landsleute die Stadt angegriffen, war nicht die ihrige allein gewesen, er hatte unterwegs mehrfach ähnliches, von wilden Verwünschungen der Deutschen begleitet, vernommen, und er konnte bei dieser aufgeregten Stimmung zufrieden sein, daß er nicht das Flachshaar seines Vaters, sondern den glänzend schwarzen Scheitel seiner

Digitized by Google

polnischen Mutter geerbt hatte, so daß niemand in ihm einen der verhaßten Deutschen erkennen mochte, sonst würde er der Volkswuth vielleicht zum Opfer gefallen sein. Immer weiter vertiefte er sich in das Labyrinth der unbekannten Gassen — endlich stand er vor einem dunklen Gemäuer still, das nur wenige und starkvergitterte Fenster nach der Straße zeigte; er blickte empor und sah ein goldblinkendes Kreuz über der Pforte: es war ein Kloster! Sein erster Gedanke war an Fiorina: gewiß hatte ihn ein glücklicher Zufall oder eine geheimnißvolle Macht an die Stätte geführt, wo sie weilte! Unbedenklich klopfte er an das Thor, daß der laute Hall weit durch die einsame Gegend drang. Nach einer kurzen Weile konnte er hinter dem engen Gitter eines Lugfensterleins den weißen Schleier der Pförtnerin erblicken, und da er allein war, öffnete sich auch das Fenster ein wenig und eine tiefe weibliche Stimme fragte nach seinem Begehr.

„Herr Filippo Diodati hat Euch gestern seine Tochter gebracht — ist es nicht so?“

Die Nonne öffnete das Fenster ein wenig weiter: „Ihr irrt, junger Mann,“ sagte sie verwundert.

„O dann sagt mir, wo kann es sein?“ rief er bittend.

Digitized by Google

„Brescia hat so viele, viele Klöster," erwiederte die Nonne — und mißtrauisch setzte sie hinzu: „Euch sendet der Vater doch nicht? Geht mit Gott und laßt Euch nicht in Versuchung führen." Sie schloß mit diesen Worten das Fenster und verschwand. Er aber ging still vorüber. Brescia mochte allerdings viele Klöster haben; wie konnte er so thöricht sein, an einen glücklichen Zufall zu glauben, und wär' es auch gewesen, wie er einen Augenblick gehofft, was hätte es ihm gefruchtet? Gesehen oder gesprochen hätte er Fiorina doch nimmer! Eifrig suchte er nun seinen Rückweg; er war an eine lange Mauer gelangt, welche seinem weitern Vordringen in dieser Richtung wehrte: offenbar war es die Umfassungsmauer der Stadt, denn ein Wallgang lief, an ihr aufgeschüttet, hinter einer mit Schießscharten versehenen Brüstung mit und hie und da, der Tragweite früherer Geschosse noch entsprechend, hob sich ein runder Thurm zur Seitenvertheidigung aus der Linie. Diese Seite mußte aber derjenigen, von wo man einen feindlichen Angriff erwarten konnte, entgegengesetzt sein, denn alles war hier still und nur von fern hörte man noch das Tosen in den andern Stadttheilen. Um sich nicht wieder in den krummen Gassen und Winkeln zu verirren, beschloß Bernhard,

Digitized by Google

längs der Mauer zu gehen, die ihn, wenn auch auf einem weitern Umwege, doch wieder zu der Gegend, wo er Bescheid fand, führen mußte. Als er so mit starken Schritten dahineilte, hörte er plötzlich Hufschlag von mehrern Rossen hinter sich und sah sich von einer Schaar leichter Reiter eingeholt, die er sogleich für Stradioten erkannte, von denen, wie schon bemerkt, dreizehnhundert Pferde den Zug nach Brescia begleitet hatten. Bernhard war auf dem Hermarsch nicht mit ihnen in Berührung gekommen, da sie die Rennfahne gebildet, welche vorauszog, die Gegend zu durchspähen und den großen Haufen zu sichern. Er kannte aber ihre Art schon von seinem Aufenthalte in Griechenland und blieb daher ruhig stehen, sie zu erwarten. Der Anführer, welcher an ihrer Spitze ritt, jagte voraus und verhielt erst dicht vor dem Fußgänger sein Roß, daß ihm der Sand, den die Hufe aufgewühlt, ins Angesicht spritzte. Doch war er kaum einen Schritt zurückgetreten, und dieser Muth gefiel dem Albanesen; als er aber den schwarzgekleideten Mann, der vor ihm stand, schärfer angeschaut hatte, rief er: „Ihr seid's? Kennt Ihr mich nicht? Kennt auch dieß Pferd nicht?“

Bernhard erkannte weder das dunkle Gesicht mit den langen, spitzigen Bartzöpfen unter dem nied-

rigen Helm, noch das Roß unter dem reichen, mit vielen bunten Quaſten gezierten Zeug, aber er konnte ſchon errathen, wer es war, der hier ſeine Bekanntſchaft anſprach. — „Ihr ſeid der Capitano," ſagte er, „der mich einſt dieſes Pferdes und meines Schwertes entledigt hat."

Der Stradiot lachte. „Das Pferd war Euch unnütz, denn Ihr konntet es nicht reiten — Euer Schwert gehörte mir ebenſo nach dem Rechte des Siegers. Brauchen kann ich es nicht, aber es hängt in meinem Hauſe zu Volo."

„Zwanzig über Einen, ein glorreicher Sieg!" verſetzte Bernhard furchtlos.

Ohne gereizt zu werden, lachte der Albaneſe noch ſtärker. — „Eure Thorheiten, die ihr Ritterthum nennt, ahmen wir freilich nicht nach. Ihr hättet auch beſſer gethan, meinen Rath zu beherzigen, wie es ſcheint. Wißt Ihr noch, welchen Rath ich Euch auf den Weg gab?"

Wohl wußte es Bernhard noch und hatte ſeitdem oft daran gedacht, aber er war jetzt zu ſtolz, ſich darauf einzulaſſen. „Ich gehe meinen eigenen Weg, und bedarf keines Rathes, als den meiner Ehre!"

„Ehre!" lachte der Stradiot auf. „Soviel habe ich von der Ehre der Lateiner auch begriffen, daß

ich sie nicht an abgelegenen Orten suche, wenn drüben der Feind an die Thore geklopft hat.“ Er ließ sein Pferd steigen, rief den Seinigen, die sich rings um Bernhard gesammelt hatten, ein Wort zu und sprengte mit ihnen davon.

Fünftes Kapitel.

Der Vater.

Der Feind hatte wirklich an die Thore von Brescia geklopft, wenn es auch nur ein versprengter Haufe gewesen, der vielleicht von der schweizer Grenze herkam, von der Einnahme der Stadt durch die Venetianer nichts wußte und unmöglich Gefahr bringen konnte. Es war also doch nicht ganz ein blinder Lärm gewesen, und der Stradiot, welcher auf seinem Rundritt innerhalb der Mauer Bernhard begegnete, hatte Recht gehabt, wie sehr dieser auch den auf unwahre Voraussetzung begründeten Hohn verachtet hatte. Schon ehe er Diodati's Haus erreicht, war ihm auf Befragen erzählt worden, daß allerdings im ersten Morgengrauen eine Schaar von Reitern erschienen, die auf den Anruf vom Mauerthurme

Digitized by Google

mit französischem Feldgeschrei geantwortet habe, und als sie darauf beschossen worden, mit verhängtem Zügel davongejagt sei. Der Hauptmann der Wache habe sie für Vorläufer des heranziehenden französischen Heeres gehalten und sofort Lärm schlagen lassen, worauf die Sturmglocke auf allen Thürmen gezogen worden sei — vor der Hand noch unnöthig. Aber die Leute meinten doch, es sei gut, wenn man die Wachsamkeit auf diese Weise geprüft, da man sonst leicht ganz sicher werde: zu erwarten sei der Gaston auf jeden Fall, früh oder spät. Sie wichen darin also von der Ansicht Diodati's ab, welcher dergleichen falsche Beunruhigungen mit Recht für höchst gefährlich hielt.

Als Bernhard endlich von seiner weiten Wanderung heimkehrte, wurde er mit Verwunderung empfangen: man schien allgemein geglaubt zu haben, daß er nicht wiederkommen werde. Er fragte den Diener, ob Herr Filippo zu sprechen sei, und ließ sich bei ihm anmelden, wurde auch sogleich von Diodati selbst, der ihm entgegenkam, begrüßt. Der Kaufherr hatte seine vollkommene Selbstbeherrschung wiedergewonnen.

„Befehlt über mich," sagte er, als Bernhard ihn bat, ihm einige Minuten Gehör zu schenken.

Digitized by Google

Beide setzten sich in dem kleinen Zimmer, das der Hausherr bewohnte, einander gegenüber, und Bernhard, nicht ohne Befangenheit, die sich im Lauf seiner Rede noch mehrte, begann von dem Zusammentreffen von Umständen zu sprechen, die ihn auf eigenthümliche Weise, ohne daß er sich eingedrängt, in manche Verhältnisse der Familie eingeweiht, daß er es aber für seine Schuldigkeit halte, sich offen auszusprechen und hoffe, nicht verkannt zu werden. Diodati hörte diesen Eingang ruhig an, und es steigerte Bernhard's Verlegenheit, daß er ihm, obgleich er doch verstehen mußte, worauf die Rede zielte, durchaus nicht zu Hilfe kam.

„Ich meine das Schicksal Eurer Tochter Fiorina," ging er endlich klar heraus.

„Was wißt Ihr davon?" fragte Diodati sehr höflich.

„Ich weiß, daß sie einem deutschen Edelmanne, den ich kenne, und der mit meiner eigenen Familie in Beziehungen steht, durch Gefühle der Dankbarkeit verbunden ist, daß sie vielleicht dadurch die Unzufriedenheit ihrer nächsten Verwandten erregt hat und wider ihren Willen und ihre Seelenstimmung dem Kloster geweiht worden ist. Wie ich zu dieser Kenntniß gekommen bin — Ihr wißt es, Signor Filippo,

Digitized by Google

es ist Euch auch hinterbracht worden, daß ich gestern durch Zufall — darauf mein Ehrenwort! — mit Fiorina zusammengetroffen bin — und da ich Euch zu großer Dankbarkeit mich verpflichtet fühle —" hier stockte er ganz, denn das unverkennbare ironische Lächeln, das unter dem dichten schwarzen Barte seines schweigenden Zuhörers dämmerte, brachte ihn nun völlig außer Fassung: er konnte sich die Berechtigung dieses Lächelns über seine ‚Dankbarkeit' nicht abläugnen.

Da ergriff Diodati seine Hand und sprach mit nachdrücklichem Ernste: „Ihr wünscht Offenheit und sollt sie haben, denn ich habe Euch genugsam kennen gelernt und achte Euch, so daß ich die Verhältnisse meiner Familie, da Ihr einmal einen Blick hineingethan habt, mit Euch besprechen kann, um halbwahren Urtheilen vorzubeugen. Fiorina ist unwiderruflich dem Kloster bestimmt. Dort nur kann sie die Ruhe ihrer Seele wiederfinden, die ihr das Leben in der Welt nicht mehr zu geben vermag." — Sein Ton, der immer ernster geworden war, sank bei diesen Worten, das Vaterherz, das um sein Kind trauert, machte sein Recht geltend. — „Man hat sie schon als Kind, da ich ihr den Namen des Blümleins gegeben, in frevler Uebertreibung eine Himmelsblume

Digitized by Google

genannt — möge ſie nun dem Himmel geweiht ſein. Mir ſelbſt und meiner Strenge mißtrauend, habe ich ihre Mutter und von den Verwandten diejenigen, welche ſie am zärtlichſten lieben, zuſammengerufen und ihre Meinung gehört, auf welche Weiſe ſie zu retten, und alle, alle haben nur dieſen einen Ausweg gefunden. Der Mann, der ihr Herz bethört, der ſie abwendig gemacht hat von den ihrigen, von den Banden des Blutes und der Heimath, daß ſie einen edlen Freier verſchmähte, der nun den Tod im Kriege geſucht und gefunden hat — dieſer Mann würde trotz aller Gründe, die gegen eine ſolche Verbindung ſprächen, dennoch um der Neigung und des Glückes unſerer Tochter willen, mir und meiner Frau ein willkommener Eidam geweſen ſein. Unſeligerweiſe vertraute ich dieſen Gedanken in meiner Verbannung einem Freunde, und dieſer nahm ihn begierig auf, denn er ſah darin zugleich ein Mittel zu höhern Zwecken. Durch eine Verbindung mit meiner Tochter hoffte man dem Feinde Venedigs einen ſtarken und berühmten Streiter, ja nach ſeinem Beiſpiele und durch goldene Lockungen vielleicht mehr noch zu entziehen. So kam es ohne mein Wiſſen zu Unterhandlungen, welche meinen reinen Namen, mein armes Kind tödlich verletzten. Der Mann, den wir meinen,

Digitized by Google

hatte sich plötzlich, als sein ruchloser Zauber Fiorina unauflöslich an sich gekettet hatte, aus all' seinen Verhältnissen, selbst zu seinen Kriegsgefährten, aus welchem Grunde, weiß niemand, losgerissen und war verschwunden, gerade in der Zeit, da Fiorina aus Brescia entfernt worden war. Anfangs erschrak meine Frau und alle, die uns lieb hatten, denn sie glaubten, er verfolge Fiorina's Spur, aber das war nicht der Fall, sie kam glücklich in Venedig an und ihre Außenseite täuschte mich, denn sie hat ein starkes muthiges Herz, das selbst unter Qualen scherzen und lächeln kann. Damals hatte sie aber noch freudige Hoffnung. Von den Plänen, die mein Freund mit ihr hegte und die sogleich von der mächtigen Partei, zu der er gehörte, ins Werk gesetzt wurden, ahnte sie so wenig als ich. Sie hoffte auf die Macht der Liebe, die sie zu besitzen wähnte, und auf die Macht der Zeit, welche, sowie der Frieden über unsere Lande wieder hergestellt sei, alle Hindernisse ebnen werde. Die heimlichen Späher hatten unterdessen den Gesuchten längst aufgefunden, waren mit ihren Anträgen hervorgetreten, und er hatte — mein Kind verschmäht. Auf welche Weise wir das erfahren haben, zu spät freilich! kann Euch nicht interessiren. Das schon wäre genügender Grund ge-

weſen, Fiorina Diodati, die einem Fremden, einem Feinde ihres Landes angetragen und von ihm verſchmäht worden war, vor der Welt in ewige Nacht zu vergraben. Aber ſie gab noch mehr Grund dazu. Sie entſagte, trotz der Schmach, die ihr widerfahren war, ihrer unwürdigen Leidenſchaft nicht, ſie erklärte, in Ewigkeit, auch wenn kein heiliges Band ſie verbinden könne, auch wenn ſie ungeliebt von ihm ſei, ihm anzugehören — ohne Zweifel hat ſie auch Euch, den ſie zu ihrem Vertrauten erwählt, dasſelbe erklärt, und darum, weil Ihr doch in unſere traurigen Verhältniſſe eingeweiht ſeid, ſpreche ich mich eben, wie Ihr gewünſcht, offen gegen Euch aus! Sagt ſelbſt, Ihr als ein rechtgläubiger Chriſt, kann hier etwas anderes walten, als ein böſer Zauber verruchter Teufelskünſte und gibt es dagegen ein anderes Mittel, als die Zuflucht in heiligen Mauern?“

„Seid Ihr aber gewiß, aus welchem Grunde jene Unterhandlungen abgelehnt worden ſind?“ wagte Bernhard, welcher von dieſen Mittheilungen tief ergriffen war, zu entgegnen. „Habt Ihr nicht ſelbſt einmal, wie ich mich genau entſinne, erklärt, daß Ihr denjenigen verachtet, der ſeinen Entſchluß erkaufen läßt? Mein Landsmann konnte wohl ſeiner Ehre gemäß nicht anders handeln. Welches Hinderniß —

nach Eurer eigenen Erklärung — ſollte nach geſchloſſenem Frieden dem Glücke Eures Kindes entgegenſtehen, wenn er dann in freier, uneigennütziger Werbung Euch nahte? Ich weiß, daß er niemals in ſein Vaterland zurückzukehren gedenkt, daß alle Verbindungen, welche er früher dort hatte, zerriſſen ſind. Kann er nicht ein neues Vaterland hier finden und wenn Ihr ſeiner Bitte um die Hand Fiorina's nachgebt —"

„Niemals!" unterbrach ihn Diodati, welcher ſchon ungeduldig geworden war. „Ich weiß, daß er niemals um Fiorina werben wird, daß er mein armes Kind bethört hat, ohne ſie ſelbſt zu lieben — Fluch ihm dafür! Möge er den Lohn an unſern Mauern finden, gegen welche er jetzt, mit den andern deutſchen Genoſſen neu verbunden, anrückt! Seht, das weiß ich auch! Sollte ich zahm warten, bis meine Tochter im Wahnſinn ihrer Leidenſchaft untergeht? Laßt uns abbrechen, Signor Bernardo. Nehmt es als einen Beweis meiner Achtung, daß ich Euch die Beweggründe meines Handelns erklärt habe und ſucht ſie nur immer in der wahren Liebe des Vaters. Laßt uns auch nie wieder auf dieſen Gegenſtand zurückkommen, ſolange Ihr mir noch die Freude macht, unter meinem Dache zu weilen."

Bernhard fühlte, daß es an der Zeit ſei, darauf ſogleich zu antworten. „Ich darf Eure Güte nicht länger mißbrauchen," ſagte er. „Je länger ich darüber nachgedacht habe, deſto klarer iſt es mir geworden, daß ich hier nicht abwarten darf, bis die Entſcheidung, auf die ich harre, mich ruft. Ich bin ohnehin ſchon zu Euch, mein großmüthiger Wirth, in eine Lage gekommen, die mich im Lichte eines Undankbaren erſcheinen läßt, und könnte durch die Gewalt der nächſten Ereigniſſe, die ſich vorbereiten, in einen Strudel geriſſen werden, aus dem ich keine Rettung wüßte. Sagt ſelbſt, wenn der Feind, der ſich ſchon angemeldet hat, vor Brescia erſcheint, welche Rolle ſollte ich ſpielen? Mit Euch, der mich mit Freundlichkeit, ja mit Wohlthaten überhäuft hat, zu kämpfen gegen die Franzoſen, wäre meine Pflicht, aber drüben ſtehen meine deutſchen Brüder noch in Waffen, ſoll ich gegen ſie das Schwert zücken? Oder unthätig bleiben, ein verachteter Zuſchauer des Kampfes?"

„Sorgt nicht," erwiederte Diodati. „Der Feind wird ſich beſinnen, ehe er unſere ſtarken Mauern ſtürmt und thut er es, ſo genügen die Waffen der Bürger Brescias — kein Menſch wird erwarten, daß Ihr, als Gaſt, Euch an dem Kampfe betheiligt,

der nur kurz sein kann und mit dem schimpflichen Abzuge der Angreifer endigen muß. Von den geringen Diensten, die ich Euch geleistet habe, sprecht mir nicht — ich bin Eurem Freunde Ermanno so sehr verpflichtet, daß es nur ein kleiner Theil meiner Schuld ist, die ich hier abtragen kann. In seiner Bescheidenheit hat er Euch nicht erzählt, welche großen Vortheile ich ihm verdanke, da er durch seine weiten Bekanntschaften mir Verbindungen öffnete, Wege bahnte, die ich ohne ihn nimmer gewonnen hätte. Wenn er kommt, will ich es in seiner Gegenwart sagen und er soll es bestätigen. Bleibt also ruhig bei uns, ich hoffe, daß ich ihn vielleicht bald hier sehe."

„Wie? Mein alter Haugwitz?" — rief Bernhard lebhaft.

„Er ist wieder in Italien, wie ich heute sicher erfahren habe. Sobald der Krieg sich in andere Gegenden gespielt oder, was ich hoffe, mit Vernichtung des Feindes geendigt hat, wird Ermanno bei mir sein. Könnte ich ihm eine Botschaft senden, so würde ich ihm zu wissen thun, wen er bei mir treffen wird."

„Es kann doch nicht sein!" versetzte Bernhard, wenn auch sein Herz bei der Aussicht, Kunde von der Heimath und allen Lieben zu erhalten, höher

schlug. „Ich darf nicht länger weilen, ich habe das Recht dazu verwirkt — wenn auch nicht mit Wissen und Willen — und dann: der Kampf, dem Ihr entgegensehr, wird nicht so leicht sein, wie Ihr glaubt; in schimpflicher Unthätigkeit dürfte ich nicht bleiben und fände auf beiden Seiten keine Seelenruhe, recht zu handeln. Ich hatte es mir anders gedacht; nach allem, was ich gehört, mußte der Kaiser noch vor dem Vernichtungskampfe sein Wort der Entscheidung sprechen, dann zogen alle Deutschen aus französischem Solde ab und mit Herzensfreudigkeit hatte ich unter der Reichsfahne auf Eurer Seite gestritten. Der Kaiser schweigt aber noch immer, und so will ich nicht zwischen beiden Parteien stehen bleiben, sondern meinen Weg gehen, der mir bis dahin noch eine andere Pflicht zu erfüllen möglich macht. Wüßt' ich Haugwitz zu finden! Doch auch ohne ihn weiß ich, was ich zu thun habe."

Der Italiener konnte wieder das Mißtrauen nicht unterdrücken. „Ihr müßt das freilich am besten wissen," sagte er. „Wenn diese Pflicht, die Ihr andeutet, in Einklang mit allem zu bringen ist, das Eure Ehre und Gewissenhaftigkeit fordert, so folgt ihrem Rufe."

„Das kann ich!" versicherte Bernhard treuherzig.

„So erlaubt mir wenigſtens," ſprach Diodati mit erheitertem Blicke, „Euch wie ein ſorglicher Freund auszuſtatten. Wir haben dieß Abkommen ja getroffen, ich führe gewiſſenhaft Buch über alles, was ich vorgeſtreckt, Ihr ſollt mir einſt Kapital und Zinſen wiederbezahlen, ich ſchenke Euch keinen Scudo."

Der Scherz des Kaufmanns fand bei dem ſchleſiſchen Edelmanne keinen rechten Eingang, er machte ihn erröthen, beſonders, weil es ihm peinlich bewußt war, daß er in dieſer Beziehung allerdings von ihm abhing. O wäre doch der gute Haugwitz zur Stelle geweſen! Wie es mit ihm ſtand, konnte er aber nichts anderes thun, als das Erbieten Diodati's anzunehmen, da er ohnehin ſchon in ſeiner Schuld war. Dem Italiener blieb ſein Benehmen dabei unbegreiflich: venetianiſche Nobili, deren Namen ſeit Jahrhunderten im goldenen Buche prangten, trieben Handelsgeſchäfte und waren ſtolz darauf, wie hätte Filippo Diodati auf den Gedanken kommen ſollen, daß Bernhard von Linden ſich ſchämte und in Verwirrung gerieth um ein einfaches Darlehn und deſſen Verbriefung? Er zog vielmehr nachtheilige Schlüſſe: gewiß hatte der junge Mann dabei Hintergedanken und es fiel ihm drückend, neue Verpflichtungen anzunehmen, die er im Begriff ſtand,

durch ſein Vorhaben, über welches er ſich nicht ausgeſprochen hatte, mit Undank zu vergelten. Was er aber auch denken mochte, Diodati gab es nicht zu erkennen. In kürzeſter Zeit hatte er alles beſorgt und Bernhard konnte ſeine Abreiſe auf den folgenden Tag feſtſetzen; ſogar einen Paßport vom venetianiſchen Befehlshaber hatte ihm der vorſichtige Kaufherr verſchafft, daß er frei aus der Stadt gelaſſen und wenigſtens von befreundeten Schaaren unterwegs nicht angehalten werde — traf er mit franzöſiſchen oder deutſchen Truppen zuſammen, ſo mußte er ſich freilich ſelbſt durchhelfen. Er bat um Erlaubniß, ſich von Frau Margherita verabſchieden zu dürfen, Diodati ſagte ihm aber, ſie ſei durch die Aufregung des Tages, und was vorangegangen, ſehr angegriffen und außer Stande, ihn zu empfangen, wünſche ihm alles Heil auf die Reiſe und laſſe ihn ausdrücklich bitten, wenn er wieder einmal nach Brescia komme, ihr Haus als das ſeinige anzuſehen.

Bernhard hätte ſo gern noch mit ihr geſprochen, da er ſein Benehmen von heute Morgen entſchuldigen wollte und eine paſſende Gelegenheit zu finden hoffte, über Fiorina's Geſchick ſich an das Mutterherz zu wenden. Aber auf die beſtimmte Ablehnung, die ihm wurde, mußte er ſich beſcheiden.

Die letzte Nacht, welche er im Hause Diodati's und überhaupt in Brescia zubrachte, verging ihm besser als er erwartete. Der gefaßte Entschluß, der ihm eine bestimmte Richtung vorgeschrieben hatte, mochte seine Geister beruhigen, daß er bald, nachdem er sich auf sein Lager gestreckt, in den erquickendsten Schlummer sank und erst gegen Morgen erwachte. Er hatte ohne alle Störung, als nur eines Dieners, der ihm das Haus öffnete, abreisen wollen, und darum schon gestern Abend von seinem Wirth Abschied genommen und ihm seinen Dank für alles ausgesprochen. Jetzt eilte er, nachdem er sich reisefertig gemacht, mit seinem Gepäck, das er dem Pferde aufzulegen hatte, in den Stall, schüttete dem Thiere sein Futter und verrichtete allen Reiterdienst, den er schon daheim und besser noch auf seinen Zügen in der Fremde gelernt hatte. Er hatte sich dazu gestern sogar die Laterne besorgt, welche ihm leuchtete, und fühlte sich in dieser Geschäftigkeit so frisch, wie ihm lange nicht zu Muth gewesen war. Der Diener, obgleich er geziemenden Einspruch gethan und versichert hatte, er werde eine Stunde früher wach sein als der illustrissimo Cavaliere, schlief noch fest — Bernhard wußte sein Kammerfenster im Hofe zu finden, und wollte ihn nicht eher wecken, als bis er

ſein Pferd geſattelt und gezäumt habe und zum Aufbruch völlig bereit ſei. Ueber den Dächern wurde es licht, die Hähne fingen an zu krähen, aber im Hauſe regte ſich noch nichts und des Springbrunnens Geplätſcher war das einzige Geräuſch, das ſich hören ließ. Bernhard hatte nun ſein Pferd gerüſtet, und führte dasſelbe, nachdem er die Laterne ausgelöſcht, vorſichtig aus dem Stalle. Sein Blick ſuchte noch einmal unwillkürlich das Fenſter, an welchem er vor kurzem noch Fiorina's herrliche Geſtalt geſehen hatte. — Dieſe Erinnerung täuſchte ihn wohl, daß er auch jetzt im dunklen Rahmen — denn es ſtand offen wie damals — eine Erſcheinung wahrzunehmen glaubte, ſie war ihm freilich, als er ſchärfer hinſah, gleich einem Luftbilde zerronnen, aber es machte doch einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß ſeine Pulſe mächtig pochten. Gleich darauf öffnete ſich ein anderes Fenſter und der Diener, erſchrocken, daß er die Zeit verſchlafen hatte, rief tauſend Entſchuldigungen heraus, als er im Halbdunkel den fremden Herrn mit dem Pferd am Zügel erblickte. Schnell kam er nun, ihm das Hausthor aufzuſchließen, und erſchrak noch einmal im Portale vor ſeinem eigenen Herrn, der mit einem Lichte in der Hand aus ſeinem Zimmer kam, um dem Gaſte noch ein

letztes Lebewohl zu ſagen. Bernhard war beſchämt durch dieſe Aufmerkſamkeit, er drückte Diodati herzlich die Hand und äußerte in der Aufwallung ſeines Gefühls: er hoffe ihn bald wiederzuſehen und vielleicht zum Danke für alle Freundlichkeit, die er ihm erwieſen, die ſchönſte Vergeltung zu üben.

Seine Worte klangen ſo bedeutungsvoll, ſein Auge ſtrahlte dabei ſo leuchtend, daß Filippo Diodati einen tiefern Sinn, als den einer gewöhnlichen Rede der Höflichkeit, in ihnen nicht verkennen konnte. Doch war keine Möglichkeit mehr, ſich darauf einzulaſſen, er erwiederte nur, was ihm paſſend ſchien, und erſt, als Bernhard vor der Pforte des Hauſes ſchon aufgeſeſſen war, warf er noch wie verloren die Frage hin: „Ihr zieht doch wohl nicht über die Alpen, ſondern zu Euren Landsleuten am Po.“

„Wohin ich auch ziehe, mein edler Freund,“ antwortete Bernhard, „es geſchieht nicht für mich. Sagt Frau Margherita meinen letzten Gruß — vielleicht ſieht ſie mich einſt mit andern Gefühlen kommen, als heute ſcheiden.“

Damit ritt er, ſich tief verneigend, langſam die Straße zur Porta orientale hinab, wo keine Sperrung war, weil hier der Zuzug von Venedig, der binnen kurzem erwartet wurde, Sicherung genug gab. Der

Läufer war aber schon unterwegs, der die Schreckenskunde brachte, daß dieser Zuzug, welcher sorglos im vollen Bewußtsein der eigenen Sicherheit seine Straße marschirte, vom Feinde unerwartet überfallen und zersprengt worden sei und Gaston de Foix mit verstärkter Macht gegen Brescia heranrücke.

Unerhörtes hatte sich begeben. Bologna war durch den Gewaltmarsch, dessen Diodati schon gegen Bernhard im Beisein Marani's gedacht hatte, entsetzt worden; der Vizekönig von Neapel, Don Raymon de Cardona hatte auf die Nachricht, daß Gaston mit seinem Heere in Bologna, welches nicht von allen Seiten eingeschlossen werden konnte, eingerückt sei, den Ausfall und Angriff nicht abgewartet, sondern in der Stille die Belagerung aufgehoben und sich nach Imola zurückgezogen. An demselben Tage war dem Prinzen von Foix die Nachricht von dem Falle Brescias zugegangen und er hatte sofort seinen Entschluß gefaßt. Um aber nicht Bologna, in dessen Nähe er das überlegene Heer der Liga zurückließ, zu verlieren, hatte er dem Vizekönig von Neapel einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage angetragen und sich erboten, ihm dafür täglich tausend Scudi zu zahlen. Und der spanische Feldherr, was in den Annalen der Kriegsgeschichte in dieser Art wohl ohne

Beiſpiel iſt, war dem entehrenden Anſinnen, ſeine Unthätigkeit erkaufen zu laſſen, nachgekommen! So hatte ſich Gaſton mit Zurücklaſſung von fünfhundert Hommes d'armes und viertauſend Knechten von Bologna in Marſch geſetzt, war durch das Gebiet des Markgrafen von Mantua, der ihm den Durchzug nicht zu verweigern wagte, gegen Verona gegangen und hatte bei Mugnano, einem kleinen Dorfe, wenige Stunden von dieſer Stadt entfernt, den obenerwähnten venetianiſchen Heerhaufen, der zur Verſtärkung nach Brescia zog, überraſchend angegriffen. Es war von Wichtigkeit für ihn geweſen, ehe er zum Sturm auf Brescia ſchritt, denſelben zu vernichten; denn Giovanni Paolo Baglione, der ihn führte, hatte dreihundert Lanzen Schwergeharniſchter, vierhundert Stradioten, dreitauſend Fußknechte und ſechs Geſchütze mit ſich. Dieſer war nun bei dem unerwarteten Angriff der franzöſiſchen Hommes d'armes, welchen die Deutſchen, in ſtarker Geviertordnung anſtürmend, unterſtützten, bald zerſprengt und ſeine vereinzelten Haufen auf der Flucht zur Etſch durch einen Ausfall der Beſatzung von Verona, welchen Philipp von Freiberg mit dreizehnhundert Landsknechten unternahm, großentheils erſchlagen worden. Freiberg hatte ſich darauf dem Prinzen von Foix angeſchloſſen, welcher nun am

17. Februar 1512 vor Brescia erschien und sein Lager hart unter den Mauern der Stadt aufschlug.

Sechstes Kapitel.

Der Fall von Brescia.

Nun war es an der Zeit, die Sturmglocken auf allen Thürmen in Bewegung zu setzen, dießmal galt es den furchtbarsten Ernst. Doch herrschte in der Stadt die freudigste Zuversicht, ihre Mauern waren stark, ihre Bürger von glühender Kampflust beseelt. Auf jene Meldung schon von der Niederlage Baglione's hatte man Vorkehrungen getroffen, daß sich der Feind nicht mit der Besatzung der Burg Falcone d'Italia, wo sich Henry Gonnet bis jetzt gehalten, in Verbindung setzen konnte. Eine Abtei, welche mit dem Schloß auf demselben Bergrücken lag, von welchem die Gegend beherrscht wurde, war an sich schon fest, durch Verschanzungen verstärkt und mit tausend bewaffneten Landleuten, auch mit Geschütz besetzt worden; sie konnte bei guter Vertheidigung jeden Versuch zu Schanden machen. Man erwartete an diesem Tage zwar keinen Angriff mehr, denn ein

heftiger Regen strömte vom Himmel; gleichwohl eilten die Bürger zu den längstbezeichneten Waffenplätzen, um die Anordnungen der Befehlshaber für den bevorstehenden Kampf zu vernehmen. Auch Filippo Diodati nahm Abschied von seiner zagenden Gattin und bat sie, guten Muthes zu sein: er hoffe mit Sicherheit, daß der Feind mit großem Verlust zurückgeschlagen werde. Sein heiteres Antlitz, sein ruhiger Blick bewiesen, daß er nicht blos sprach, um die bange Frau zu trösten.

„Wär' ich jetzt nicht allein!" seufzte sie. „Hättest Du nur diese wenigen Tage noch gewartet!"

„Sollte ich warten, bis ihr Verderben nicht mehr abzuwenden gewesen wäre?" entgegnete er mit sanftem Tone. „Weil ich Fiorina liebe wie mein Leben, konnte ich nicht anders handeln! Du bist nicht allein, Margherita," setzte er hinzu, indem er auf das Bild des Erlösers zum Betaltar zeigte.

Vor der Thüre des Zimmers ließ sich unterdessen eine fragende Stimme hören, es war die eines Freundes: Marco Marani trat ein, bewaffnet, wie auch Diodati schon war. „Ich komme Dich abzuholen, mein Vetter Filippo!" rief er hastig. „Jede Minute ist kostbar. Wie hattest Du Recht, wie war ich, wie waren wir alle mit Blindheit geschlagen!

Nie hätte ich für möglich gehalten, daß er schon hier sein, daß er uns überhaupt angreifen könne! O ich sehe kein gutes Ende — er ist zu furchtbar in seiner Schnelligkeit, er ist die furia francese in Person und dazu die Deutschen, die mit dem Kopf wie Sturmböcke gegen die Mauern rennen — was kann die beste Kriegskunst, das schärfste Kolubrinen- und Arkabusenfeuer dagegen? Alle kann man ja doch nicht treffen und todtschießen. Sie nehmen die Mauern mit Sturm und dann ist alles verloren!"

„Schäme Dich, Marco!" unterbrach ihn Diodati mit Unwillen. „Dieser Kleinmuth jetzt auf die frühere blinde Zuversicht — haben wir die Rollen seitdem vertauscht? Wüßte ich nicht, daß Du ein tapferes Herz in der Brust trägst und Dich im Kampfe schlagen wirst wie ein Löwe, so müßte ich Dich um Deiner Worte willen verachten. Komm und mache mir die Frau nicht ängstlich. Auf baldiges Wiedersehen, Margherita."

„Wenn aber Marco doch Recht hat," rief diese, „wenn sie stürmen, wenn sie einbrechen?"

„Dann finden sie ihr Grab in Brescia," erwiederte Diodati.

„Gottes Rathschlüsse sind wunderbar — wenn Er dem Feinde nun den Sieg schenkt?"

„Dann ſterben wir wie Männer!“

„Und wir?!“ rief Margherita. „Was wird aus uns in den Händen erbarmenloſer Feinde?“

„Gott iſt über uns!“ ſagte Diodati feierlich. „Auch Frauen wiſſen, wenn alles verloren iſt, zu ſterben!“

Vor dieſem Fanatismus ſchauderte Marani, aber er wagte kein Wort zu ſagen.

„Aengſtige Dich heute nicht um das Morgen,“ bat Diodati mit ſanftem Tone ſein Weib, das ihm bleich und zitternd die Hand gereicht hatte, gleichſam zu einem ſtummen Verſprechen. „Für heute iſt noch nichts zu befürchten, wir gehen nur, um für Morgen alles vorzubereiten, darum ſäume ich auch noch, weil keine Gefahr im Verzuge iſt. Bald komme ich wieder und will zu Deiner Beruhigung auch für den ſchlimmſten Fall, von dem ich bis jetzt nichts hören wollte, alles mit Dir berathen.“

„Du glaubſt alſo wirklich,“ fragte Marani, „daß uns der Gaſton Ruhe bis morgen gönnen wird?“

Ein dumpfer Schall, durch die ſchwere Regenluft halberdrückt, dröhnte in dieſem Moment über die Stadt hin und gab wohl vielen auf dieſelbe, wenn auch nur gedachte Frage die Antwort. Es

war ein Kanonenschuß. Aufschreckend rief Marghe=rita zum Gatten: „Hörst Du?“

„Und wenn auch — wir sehen uns wieder!“ sagte dieser fest, küßte sie und eilte Marani nach, welcher bereits hinausgestürzt war, um zu hören, was der einzelne Schuß, dem keine mehr folgten, bedeute.

Gerade jener strömende Regen, welcher den Ver=theidigern so günstig erschienen war, hatte zu ihrem Nachtheil gewirkt. Gaston de Foix, der, so jung er noch war, doch den richtigen Feldherrnblick besaß, welcher oft angeboren ist, hatte die Wichtigkeit des Vertheidigungspunktes erkannt, welchen die Brescia=ner in der hochgelegenen Abtei vor dem Thore be=saßen und daher unverzüglich eine Abtheilung von tausend deutschen Landsknechten unter dem schwäbi=schen Hauptmann Leonhard Ruch entsendet, um das Kloster zu nehmen. Der Regen begünstigte ihren Anmarsch und hinderte die Geschützwirkung der Ver=theidiger. In jener Zeit, wo die Feuerwaffen noch in ihrer Kindheit waren, verstand man wenig, sie von dem Einfluß der Witterung zu schützen, der jetzt bei veränderter Zündung nicht einmal die Handfeuer=waffen mehr trifft. Damals führte man das Pulver für die Geschütze nicht in Cartouchen, sondern lose

in Fässern mit, nicht immer auf Wagen, sondern oft auch auf Lastthieren, man lud mit einer Schaufel und zündete mit der Lunte: auch die Handgewehre wurden mit der Lunte gezündet. Kein Wunder, daß im Regen selbst die Kanonen verstummten. Der Schuß, welcher bis in Diodati's Wohnung gehört worden, war daher auch der einzige, der bei dem Angriffe der Deutschen auf die Schanzen vor dem Kloster abgefeuert werden konnte. Im raschen Lauf stürmten sie; die Bauern waren den versuchten Kriegern nicht gewachsen, flohen aus den Verschanzungen in den innern Klosterhof und wurden hier von den Feinden, die mit ihnen zugleich eindrangen, bis auf den letzten Mann niedergemacht. Das Heer, welches in angemessener Entfernung gefolgt war, rückte nun schnell auf die Höhen, deren Schlüssel, die Abtei, gewonnen war; jubelnd öffnete die Besatzung des Schlosses das Thor und ließ die Zugbrücke nieder, um alles Fußvolk aufzunehmen, während die Reiterei außerhalb ihr Lager aufschlug. Eine Schaar von fünfhundert Rittern, unter dem greisen Yves d' Alegre, wurde seitwärts gegen die Porta orientale aufgestellt, welche allein, wie schon erzählt, offengeblieben war, da man die andern Thore entweder ganz vermauert oder durch Erdwerke und Schanzpfähle gesperrt hatte. Jenes

ſollte im äußerſten Nothfalle den Bewohnern die Flucht möglich machen, dieſe aber zu hindern, war die Beſtimmung des alten tapfern Ritters aus der Auvergne.

Der Verluſt der Abtei erregte in der Stadt mehr Erbitterung als Beſtürzung. Andrea Gritti, der venetianiſche Feldherr, welcher den Oberbefehl übernommen, hatte zu ſeiner Verfügung vierhundert Lanzen Schwergepanzerter, tauſend Armbruſtſchützen zu Pferd, achthundert Stradioten, ſechstauſend Mann Fußvolk und außerdem die ſtreitbare Bürgerſchaft, nebſt den Bauern, welche in Waffen zur Stadt geſtrömt waren: nach der geringſten Angabe auch noch ſechstauſend Streiter. Der Feind konnte ſtürmen, er konnte ſogar in die Stadt einbrechen, aber, geſchwächt durch den großen Verluſt, mußte er hier, wo auch ſeine Kernſchaaren, die gefürchteten Hommes d'armes, die Blüthe des franzöſiſchen Hochadels, nur zu Fuß fechten konnten, im Straßenkampfe, an welchem die ganze Bevölkerung theilnahm, den ſichern Untergang finden, und der trefflichen Reiterei der Venetianer lag es dann ob, ihn vollſtändig zu vernichten. Das hatte der Feldherr ſeinen Truppen, hatte Graf Luigi Avogaro, welcher die Seele des Widerſtandes bei den Bürgern war, den Streitern der Stadt verkündigt. In dem Kriegs-

rathe, welcher bei dem Oberbefehlshaber gehalten worden, hatte sogar Einer der übermüthigsten Volkshelden die Frage zu ernstlicher Erörterung gebracht, ob man die gefallenen Franzosen nach dem Siege in geweihter Erde bestatten solle oder nicht, da sie doch sämmtlich im Banne befindlich! Historisch wahr!

Filippo Diodati, wenn auch als angesehener Kaufherr mit der Führung eines Banners beauftragt, war nicht zu dem Kriegsrathe berufen, sondern wartete bei seiner Mannschaft das Ende desselben ab und kehrte, nachdem infolge der Beschlüsse für Morgen die nöthigen Anordnungen getroffen und starke Wachen an den Thoren und auf den Mauerthürmen ausgestellt waren, in sein Haus zurück. Marani hatte mit andern am Burgthore, dem bedrohtesten Punkte, für die Nacht die Wache beziehen müssen, welche aus Soldtruppen der Republik und Bürgern gemischt war.

Durch Boten, welche Filippo, ehe er selbst kommen durfte, an seine Frau gesandt hatte, war diese schon von dem Stande der Dinge unterrichtet worden, und die Zuversicht, welche die Männer gegen sie ausgesprochen, hatte sich ihr mitgetheilt. Diodati hütete sich, sie zu erschüttern, obgleich er sie nicht ganz theilte. Er hielt einen unglücklichen Ausgang des

Kampfes doch nicht für so ganz unmöglich als die andern, und beschloß als vorsichtiger Mann auch für diesen Fall zu sorgen. Seiner Frau sagte er nur, daß er noch einen nothwendigen Gang habe, und nachdem er mit ihr zu Nacht gespeist und, wie es natürlich war, über die bevorstehenden furchtbaren Ereignisse zu ihr tröstend gesprochen, ihr seine Weisungen mitgetheilt hatte, wohin sie sich, wenn es wider Erwarten einer feindlichen Schaar gelingen sollte, bis in diese Gegend der Stadt vorzudringen, begeben solle, um die Flut, die sich wieder verlaufen müsse, vorüberrauschen zu lassen, — verließ er im Abenddunkel das Haus, ein schweres Kästchen, das seine besten Kostbarkeiten und viele werthvolle Papiere enthielt, unter dem Mantel. Hätte Frau Margherita geahnt, wohin er seine Schritte richte, so würde selbst sein strenges Verbot sie nicht verhindert haben, ihm zu folgen — hatte sie doch schon über Tafel den Gedanken geäußert, die Schreckenstage in demselben Asyl, wo ihr theuerstes vor den Gefahren des Lebens geborgen war, vorübergehen zu lassen. Aber sie ahnte nichts, und da sie gewohnt war, daß er von seinen Geschäften nie mit ihr sprach, so fragte sie auch heute nicht weiter. Spät erst kehrte er zurück und nun auf ein Paar Stunden, denn ehe noch

das Morgenroth erwachte, verſammelten ſich ſchon die Vertheidiger einzeln wieder auf allen Plätzen und nahmen die Aufſtellungen an den Mauern der Angriffsſeite ein, die ihnen bezeichnet waren. Filippo Diodati ſchied denn von ſeiner Gattin, welche heute Standhaftigkeit genug beſaß, um ihm den Abſchied nicht zu erſchweren; erſt als er fort war, brach ihr Muth und ſie gab ſich den ſchrecklichſten Vorſtellungen hin, welche die alte Dienerin, die nicht von ihrer Seite wich, vergebens zu beſchwichtigen ſuchte. Wiederholt rief ſie den Namen ihres Kindes, aber Fiorina war fern, auf ewig von ihr getrennt.

Als der Tag zu dämmern begann, ſchmetterten die Trompeten im feindlichen Reiterlager und riefen die Reiſigen aus dem Schlafe zu ihren Pferden. Auch in der Stadt ertönten Signale; Trommeln wirbelten durch die Straßen, Hörner klangen in allen Richtungen, auf den Thürmen begann wieder das entſetzliche Sturmgeläut. Von der Burg Falcone d' Italia führte nur ein ſchmaler Weg zur Stadt, dieſen wirkſam zu beſtreichen war Geſchütz im Thore aufgefahren; venetianiſche Söldner und ein erleſener Haufe von Bürgern, bei welchem ſich Marco Marani befand, hielten das Thor und deſſen innere Zugänge beſetzt; ſechshundert Mann waren in das Kloſter Sankt Florian geworfen,

das hart vor der Stadtmauer lag und den Weg von der Burg von der Seite her beherrschte. Die Häuser und Dächer in den nächsten Straßen waren zur Vertheidigung eingerichtet, und die Frauen legten geschäftig Hand dabei an. Geschlossene Haufen hielten in den Quergassen, an den Straßenecken; auf den Plätzen war die Reiterei aufgestellt, die Hauptmacht des Fußvolks in fester Masse stand auf dem großen Marktplatze, neben ihr das Geschwader der Stradioten, über welche ein junger Sproß des uralten Hauses Contarini, welcher die wilden Söhne von Epirus wohlzuführen verstand, den Oberbefehl hatte.

Auf dem Höhenzuge, wo das Schloß und die gestern erstürmte Abtei lagen, schaarte sich nun auch das Heer des Königs von Frankreich. Die Ordonnanz-Compagnien der Hommes d'armes, die freien Krieger der Aventure, welche sich einem berühmten Ritter angeschlossen, wie hier dem tadellosen Bayard, ritten auf, in hellen Haufen zog das Fußvolk aus dem Schlosse, wo es genächtigt hatte und stellte sich unter seine Fahnen. Ein lautes Freudengeschrei begrüßte den jugendlichen Helden, welcher nun, von einem stattlichen Gefolge begleitet, im prächtigen Waffenschmuck vor die Fronte gesprengt kam — von den ersten Purpurlichtern der aufgehenden Sonne begrüßt, klar zu

erkennen von den Zinnen der Stadt. Unter Trommelschall sah man jetzt einen Herold von Schlachthaufen zu Schlachthaufen ziehen. Was er den Kriegern entbot, war nicht schwer zu errathen; denn alsbald traten aus der mittelsten Schaar viele zugleich vor, denen sich immer mehr anschlossen: Freiwillige zum Sturm wurden aufgerufen, und die Deutschen waren die ersten, welche freudig den Vorkampf, als ihr Ehrenrecht begehrten. So viele verließen die Glieder, daß der Prinz dem Andrange wehren mußte. Sein glänzendes Auge musterte mit Stolz und Wohlgefallen die kräftigen Männer, die voll Streitlust zu ihm aufblickten: viele der Hauptleute kannte er schon bei Namen, da fiel sein Blick auf Einen, den er lange nicht unter seinen Kriegern gesehen hatte: unter allen ragte er durch seine Riesengröße hervor, aus seinem offenen Helme blickte ein Antlitz von männlicher Schönheit. Der Prinz grüßte ihn ganz besonders und seine Farbe erhöhte sich ein wenig, als sein Auge dem Auge des starken Kriegers begegnete. Doch hielt er das Roß im Vorüberreiten nicht an, sondern sprengte nun zu seinen Gascognern, von denen sich auch schon dreihundert, wie er die Deutschen sich stellen lassen, als enfants perdus gemeldet, unter Molard, ihrem Hauptmann, und dem Ritter Gonnet,

welcher das Schloß bis jetzt behauptet hatte. Hinter diesen waren fünfhundert Hommes d'armes, sehr vornehme Herren, von ihren Streithengsten abgesessen, um zu Fuß am Sturme theilzunehmen. Da sprang auch Gaston de Foix in ritterlichem Muthe von seinem Rosse, mit ihm noch viele andere. Den Gewalthaufen bildete das gesammte Fußvolk, unter welchem dreitausend achthundert deutsche Landsknechte unter Jakob von Embs. Die Bürger von Bologna hatten damals dringend gebeten, ihnen diesen berühmten Kriegsobersten als Befehlshaber zurückzulassen, dem Prinzen war er aber bei seiner kühnen Unternehmung auch unentbehrlich gewesen.

Nachdem die Schlachtordnung vollständig gebildet war, sahen die Vertheidiger auf den Mauern, wie der Herold im leuchtenden Wappenrocke, von einem Trompeter begleitet, langsam gegen die Stadt herabgeritten kam. „Er bringt die übliche Herausforderung — mag er nur kommen!" sagte Andrea Gritti, welcher mit vielen Hauptleuten und angesehenen Einwohnern auf dem Thorthurme stand, die Bewegungen des Feindes zu beobachten.

„Weiset ihn ab! Hört ihn nicht an!" rief Graf Luigi Avogaro, welchem alles an der Durchführung seines Werkes gelegen sein mußte, da er

ſonſt wohl verloren war. „Was wollt Ihr ſchnöde Reden anhören? Schickt ihn mit Kugeln zurück!“

Das war aber gegen edle Kriegsſitte, welche damals die Stelle des ſpäter ausgebildeten Völkerrechtes vertrat und auch gegen Feinde die Formen einer oft übertriebenen Courtoiſie angenommen hatte, umſo mehr mußte der Vorſchlag des Grafen, welcher das Haupt eines Geſandten nicht einmal achtete, Mißbilligung erregen, welche ſich auch in ſeiner Nähe unverholen ausſprach.

„Wer iſt der Mann?“ fragte der Führer der Stradioten, Contarini, heimlich, auf Einen deutend, der ſich am lauteſten geäußert hatte.

„Ein verſteckter Franzoſenfreund,“ erwiederte Avogaro. „Er heißt Diodati, und iſt ſehr reich. Gebt Euren wackern Bergſöhnen, die keine Rückſicht zu nehmen haben, Befehl, ihn im Auge zu behalten. Von Seinesgleichen, deren es mehr in Brescia gibt als Ihr glaubt, hat die Signoria alles zu befürchten.“

Dieſe hinterliſtige Aeußerung, gegen einen venetianiſchen Gewalthaber gethan, hätte dieſelbe Wirkung gehabt, als wenn ſie ſchriftlich bei Nacht in einen der verrufenen Löwenrachen am Dogenpalaſt gelegt worden wäre — an dem edlen Stahl eines Contarini glitt ſie aber machtlos ab, wie ein ſchwach

geſchnellter Pfeil. Er warf nur einen verächtlichen Blick auf den Angeſchuldigten, der ſich wohl nicht träumen ließ, daß er, Filippo Diodati, jemals einer ſolchen Verdächtigung ausgeſetzt werden könne.

Der Herold brachte im Namen des Prinzen Gaſton de Foix, Herzogs von Nemours, Lieutenant Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät, des Königs Ludwig XII. von Frankreich eine Aufforderung, nicht an den venetianiſchen Feldherrn, ſondern an die Bürgerſchaft von Brescia gerichtet. Er verlangte Uebergabe der Stadt und dreimalhunderttauſend Gulden Entſchädigung, und ſicherte dagegen den Einwohnern Leben, Freiheit der Perſon und des Eigenthums. Da war nicht eine Stimme zweifelhaft, was zu thun ſei; aber ſo kräftig ſich auch die Verſammelten ausſprachen, wollte der Podeſtà doch, daß die Botſchaft des Prinzen vor den Rath und die Vorſteher der Bürgerſchaft gebracht werde, und der venetianiſche Feldherr fürchtete ſchon, die Drohungen, welche der Herold auf die gebotene Gnade folgen ließ, könnten die Mehrzahl einſchüchtern. Er begab ſich alſo ebenfalls in das Rathhaus, während der Herold draußen auf Antwort harren mußte; er fand ſeine Befürchtung nicht ganz unbegründet, denn es hatte ſich ſchon eine Zaghaftigkeit wie ein anſteckendes Fieber verbreitet, welche gefährlich für den

Widerstand werden konnte. Seinen Worten gelang es aber, die Stimmung wieder zu ermuthigen, besonders, da er ihnen als Soldat versicherte, daß die Stadt so fest sei, daß kein Sturm sie überwältigen könne. Der Kleinmuth ging denn, wie es im italienischen Charakter liegt, zum andern Extrem, zum ausgelassensten Trotze über, und der Proveditor verlieh nur diesem allgemeinen Geiste den symbolischen Ausdruck, als er durch seine Stradioten zwanzig Hähne in der Stadt ergreifen, abkehlen und zur frechsten Verhöhnung als Antwort auf die Aufforderung des Prinzen über die Mauer dem Herold zu Füßen werfen ließ. Die Verhöhnung lag in dem italienischen gallo, der Hahn, was zugleich oder eigentlich Gallier heißt und damit die Franzosen bezeichnete. Empört, aber ohne seiner Würde durch ein unziemendes Wort etwas zu vergeben, ritt der Herold zu dem Heere zurück, das nun schon vier Stunden seit Sonnenaufgang in Schlachtordnung ungeduldig gehalten hatte. Gaston hörte die rohe Abfertigung seines Parlamentairs mit aufflammender Entrüstung und rief, das blitzende Auge zur Stadt gekehrt: „Wohlan! So mögen sie es haben!" Dann befahl er, die Obersten der beiden deutschen Regimenter zu ihm zu rufen. Es war Jakob von Embs, der mit ihm von Bologna

gekommen, und Philipp von Freiburg, welcher aus Verona mit den kaiserlichen Landsknechten zu ihm gestoßen war, den Oberbefehl führte aber jetzt der erstere. Der Prinz erklärte ihnen, daß der Sturm ohne weitere Säumniß geschehen müsse und daß er sich dabei ganz besonders auf die Deutschen verlasse. Philipp von Freiburg übernahm es, die Freiwilligen, welche seit dem Aufrufe schon voran standen, zu führen; dabei waren fast alle Hauptleute, die nach alter Sitte bei gefahrvollem Kampfe immer im ersten Gliede des Schlachthaufens kämpften, mochte ihre eigene Mannschaft in der Masse stehen, wo sie wollte. Auch heute hatten sie dieß Recht verlangt, und wie sparsam sich auch sonst in den fremden Schriftstellern die Nachrichten über deutsche Heldenthaten im ausländischen Solde finden, wie absichtlich sie dieselben verschweigen oder verdunkeln, so sind uns doch einige der Namen aufbewahrt, welche hier den Vorkampf sich nicht rauben ließen, und wir wollen sie nennen. Johann Spät von Pflumern, Hans Harder, Wolfgang von Ehingen, Georg von Uffenloch, Sigismund von Freiburg, Burchard von Embs, lauter Schwaben, und mit ihnen zwei Sachsen: Gotthard von Ende und — den wir schon mit Prinz Gaston erkannt haben: Fabian von Schlabrendorff.

Im verlornen Haufen wurde nun der Ring gebildet, und als nach der üblichen Ansprache die Mahnung erging, wer an den Sturm auf die Stadt ehrlich sein Leben einsetzen wolle, der möge die Hand aufheben, da streckten alle freudig die Hände zum Himmel mit lautem Zuruf und schnitten sich Kerben in die glatten Stangen ihrer Spieße, um sie fester fassen zu können. Darauf wurde im ganzen Heere bei Todesstrafe untersagt, zu plündern, ehe der Sieg vollständig errungen sei und jeder ermächtigt, seinen Nebenmann, welcher diesem Verbote zuwiderhandle, niederzustoßen, dann aber, wenn die Stadt gewonnen, möge man thun nach Belieben. Nur bestimmte Häuser, welche scharf bezeichnet wurden als Wohnungen Französischgesinnter, und auch die Frauenklöster sollten geschont werden. Brescia war nächst Mailand die reichste Stadt der Lombardei: welche Aussicht auf unermeßliche Beute!

Mit Gott denn, hieß es, zum Sturm! Der Weg von der Höhe herab zum Burgthor war schmal und konnte mörderisch beschossen werden: die Freiwilligen, Deutsche und Franzosen, gingen daher nicht, wie es sonst geschah, in gedrängter Sturmsäule vor, sondern zerstreuten sich und suchten im vollen Lauf, jeder wie er konnte, oder in kleinern Trupps unter

Digitized by Google

den Schuß zu kommen, wozu ihnen hie und da einzelne Häuſer, welche den Abhang bedeckten, einigen Schutz gewährten. Hart an der Stadtmauer erſt ſammelten ſie ſich wieder und gingen dann ſofort zum Sturm gegen das Kloſter Sankt Florian, das erſt genommen werden mußte, ehe das Thor der Stadt angegriffen werden konnte. Tapfer wehrten ſich die Dalmatier, welche das Kloſter beſetzt hielten, und hier war es, wo der Ritter Bayard von einem Speerſtoß hartverwundet niederſank. Sein Fall aber reizte die Seinigen zur höchſten Wuth, das Kloſter wurde erſtürmt, unaufhaltſam wälzte ſich der Strom der Flüchtigen mit den Siegern vermiſcht, ſo eng zuſammengekeilt, daß ſelbſt die Waffen nicht gebraucht werden konnten, gegen das Thor — unter Freund und Feind zu ſchießen, zagten die Büchſenmeiſter — eh' ein Entſchluß gefaßt war, brach alles ſchon ein; die Geſchütze wurden verlaſſen, aber verloren glaubte kein Menſch die Stadt, ſondern nun erſt ſchien der Untergang der tollkühnen Feinde gewiß, denn in den engen krummen Straßen erwartete ſie die Vernichtung durch die Waffen der Vertheidiger, welche hier im unberechenbaren Vortheil waren, durch Steine, geſchmolzenes Blei, ſiedendes Waſſer und alle Mittel der Volkswuth von den Dächern!

Wir folgen ihnen nicht in den grauſen Vernichtungskampf — wer ſeine entſetzlichen Szenen leſen will, der mag die Blätter der Geſchichte aufſchlagen. Auf ein freies und friſches Schlachtfeld mögen wir unſere Leſer wohl führen, wo ſchöne und ritterliche Thaten, edles und anziehendes zu erzählen und die traurigen Bilder, welche unabwendbar ſie begleiten, ſchonend zu verhüllen ſind: in die Brandung des Falles von Brescia wollen wir nicht tauchen.

Siebentes Kapitel.

Zur Perle.

Am Ufer des Lago d'Iſeo, eines der reizendſten oberitalieniſchen Seen, welcher wohl um den Preis der Schönheit mit ſeinen größern und beſuchtern Nachbarn ringen kann, lag im üppigen Gebüſch halbverſteckt ein kleines Wirthshaus. Es war nur von den Fiſchern, welche hier in der bequemen Landungsbucht anzulegen pflegten, beſucht, denn keine Landſtraße führte in der Nähe vorüber und von dem Hauſe liefen nur zwei Fußpfade aus: der eine nach dem Kirchlein, das ſein Kreuz auf dem Berge erhob,

der andere nach dem geringen Dorfe, deſſen Häuſer ſich in einiger Entfernung am Ufer des Sees hinzogen. Auf reichen Gewinn von ihren Gäſten konnte alſo die Oſteria nicht zählen, und doch hatte ſie ein überaus wohlhabendes Anſehen, ein Geiſt der Ordnung und Reinlichkeit waltete hier, den der Fremde ſonſt jenſeit der Alpen nicht immer findet, und das Haus machte ſeinem Namen: ‚alla perla‘ volle Ehre.

Es war ein ſonniger Nachmittag. In den Uferthälern dieſer lombardiſchen Seen, welche dem Schutze der Alpen ihr herrliches Klima verdanken, herrſcht in Wahrheit ewiger Frühling, wie der Barkarol, welcher den Fremden über die grüne Flut fährt, mit Stolz verſichert. Nur ſelten wird der Froſt bei ſtrengem Winter hier eindringen und die Blüthen und Knoſpen tödten, auch die entnervende Hitze, welche oft in der Entfernung weniger Miglien zur Sommerszeit die Fluren verſengt, findet an den Bergen, in deren Schooß die langgeſtreckten Gewäſſer ruhen, an den friſchen Lüften, die vom ewigen Schnee des Hochgebirges herabwehen, ihre Milderung. So war an dem Februartage, der uns zur ‚Perle‘ des Lago d'Iſeo führt, obſchon jenſeit der Berge viel ſüdlicher noch alles winterlich ausſah, am See die reiche Vegetation, wie man ſie dann erſt hinter

der römiſchen Campagna wiederfindet, in voller Kraft. Vor dem weinumrankten Hauſe befand ſich eine Terraſſe, gegen den See hinab feſt aufgemauert, oben mit Zitronenbäumen bepflanzt, unter denen ein Mann an einem kleinen Tiſche ſaß und es ſich bei einer Flaſche dunkelrothen Weines bequem gemacht hatte. Er ruhte in halbliegender Stellung auf der glattgezimmerten Bank, hatte den Hut neben ſich auf die Erde geworfen, daß ſein kahler Scheitel und ſein gutmüthiges, ſtark verbranntes Geſicht in volles Licht trat, und ſchlürfte zuweilen einen Schluck aus dem Becher, wobei er jedesmal behaglich mit der Zunge ſchmatzte. Aber ſein Auge ſchweifte immer wieder auf die ſpiegelglatte Flut, welche heute von keinem Winde gefurcht war, und wenn er ein weißes Segel erblickte, hob er ſich auf den Ellenbogen und blickte ſcharf hinüber, bis er ſich überzeugte, daß es noch immer nicht war, wonach er ſuchte. Jetzt kam die Wirthin zu ihm, ein Bild der Sauberkeit in ihrem kleidſamen, bunt bebänderten Anzuge. Sie nahm den Pfropfen von Weinlaub aus der weithalſigen Flaſche und ſchenkte dem Gaſte ſchweigend das leergewordene Glas voll.

„Corpo di Satanasso, Padrona," ſagte er,

Euer Sohn wird den Franzoſen in die Hände gefallen ſein."

„Flucht nicht ſo unchriſtlich, Signor," verſetzte ſie. „Mein Sohn läßt ſich nicht fangen. Wer weiß aber, ob der, den Ihr ſuchen laßt, ſchon angekommen iſt. Franzoſen wagen ſich nicht hieher — wozu auch?"

„Fragt ein Soldat, der auf der Streife iſt, wozu? Per Dio, Padrona, ich wünſche nicht, daß Eure Perle einmal von ſolchen Gäſten heimgeſucht würde."

Sie ließ die vielen Korallenſchnüre, welche ihren dunkelbraunen Hals ſchmückten, gelaſſen durch die Finger laufen und ſagte: „Wenn ich mit Deutſchen fertig werde, hoffe ich auch mit Franzoſen zurechtzukommen."

„Ich danke Euch!" erwiederte der Fremde lachend.

„Da kommt Cecco!" ſagte ſie, und deutete auf ein fernes Segel, das den Augen des Gaſtes kaum wie ein weißer Fleck erſchien, ſo ſehr er ſich auch anſtrengte, ſich von der Wahrheit ihrer Behauptung zu überzeugen.

„Cospetto!" rief er. „Ihr müßt Augen haben, ſo ſcharfe wie ein Luchs, oder ſoviele wie eine Fliege! Wenn Ihr denn Euren Schwarzkopf erkennt, ſo ſeht Ihr auch, ob noch Einer in der Barke iſt."

„Das ſeh' ich nicht, aber ich weiß es, denn ohne ihn würde Cecco jetzt noch nicht zurückkommen."

So war es auch. Als das Boot näher kam, erkannte man, daß es außer dem Ruderer noch einen Menſchen trug, der ſaß aber ſo, daß man ihn, weil das Segel ausgeſpannt war, von der hochgelegenen Terraſſe nicht recht ſehen konnte. Der Gaſt mußte jedoch ſeiner Sache gewiß ſein, denn er ſtand auf, hob ſeinen Hut vom Boden und ſchwenkte ihn gegen das nahende Fahrzeug. Der Gruß wurde zu ſeiner Verwunderung nicht erwiedert — jetzt wendete die Barke, um in die Bucht einzulaufen, und der dicke Herr am Lande ſtieß einen ſo langen Fluch aus, daß ſich die Wirthin unwillig bekreuzte.

„Das iſt er ja nicht!" ſchrie er. „Wie kann Euer Lümmel von Sohn einen Falſchen bringen?"

Die Barke ſtieß auf den Strand, der Bootsmann reichte dem, den er über den See gefahren, die Hand, und dieſer ſchwang ſich mit einem leichten Sprunge an das Ufer. „Dort hinauf, Signorino!" ſagte der Barkarol, indem er nach dem Pfade zum Wirthshauſe zeigte und dann ſein Boot feſtmachte, ehe er dem Voraneilenden folgte. Die Wirthin ging ihm bis an den Rand der Terraſſe entgegen, und auch ihr Gaſt trat heran, um ſich den Ankommenden zu

beſchauen, der für ihn nicht der Rechte war. Er ſah einen ſehr jungen Menſchen zur Terraſſe heraufſteigen, der in einen dunkelgrünen faltigen Rock von fremdem Schnitt gekleidet war, und einen ſchwarzen Mantel über die Schulter geworfen hatte, daß er ihm die ganze linke Seite bedeckte und ihn offenbar im Gehen hinderte. Vortheilhaft nahm ſich die Erſcheinung nicht aus, ſie hatte etwas unbeholfenes und linkiſches; als aber der junge Menſch die letzte Stufe erſtiegen hatte und den grauen Hut mit der herabfallenden Feder zurechtſetzend vor die beiden trat, welche ihn etwas geringſchätzig empfingen, änderte ſich deren Urtheil über ihn. Sein Geſicht war ſehr blaß, und unter dem Hute zeigte ſich an der Schläfe ein dunkler Fleck, wie eine Brandwunde, aber die Züge dieſes Antlitzes überraſchten durch ihre regelmäßige Schönheit und vor dem Feuer der ſchwarzen Augen konnte der Gaſt, welcher vor ihm in der Perle geſeſſen, ſeine Prüfung nicht beendigen, denn es verwirrte ihn. Auch der Wuchs des Jünglings, der, bartlos wie er war, kaum das Knabenalter überſchritten haben mochte, trat jetzt trotz des weiten Gewandes, das ihm offenbar nicht paßte, ſchlank hervor, und der Dolchgriff, der in ſeinem Gürtel funkelte, war ſo reich verziert, daß die Wirthin ſchon

dadurch bewogen wurde, ihre Meinung über ihn fallen zu lassen.

„Ihr seid die Padrona?“ redete er sie mit einer jugendlichen, aber ungemein wohlklingenden Stimme an.

Sie bejahte es und fragte nach seinen Befehlen.

„Ein Nachtlager für heute und vielleicht eine Wohnung für einige Tage.“

„Ihr habt zu befehlen,“ erwiederte sie. „Laßt Euch dort nieder — ich gehe, Euch eine Kammer zu bereiten.“

Den Sohn, welcher nun auch ankam, winkte sie zu sich, aber der ältere Herr, der ihm ein Paar Stufen herab entgegenging, hielt ihn fest. „Du bringst mir einen Unrechten!“ rief er ihn an.

„Euer Mann kommt erst morgen!“ entgegnete der Barkarol, ein schwarzlockiger Bursche von kaum sechszehn Jahren. „Ich bringe Euch einen Brief von ihm.“

„War er drüben?“ rief der Alte eifrig. „Hast Du ihn gesehen? Gib her!“ Er nahm den Brief hastig in Empfang und hörte kaum, daß der Schiffer die Fragen verneinte und von dem Boten sprach, der von Gardone gekommen, und den Brief mitgebracht statt des Mannes.

Während der Herr eifrig las, beobachtete ihn der Jüngling, der mit der Barke gekommen war, von dem Tiſche, wo er auf der Bank platzgenommen hatte. Es konnte ihm nicht entgehen, daß dieſer Fremde kein Italiener war, und als er ſeinen Brief durchgeleſen hatte und ſich nach dem Schiffer umſah, der unterdeſſen zu ſeiner Mutter in das Haus gegangen war, entfuhr ihm gar ein Wort in fremder Sprache, das ſeine Vermuthung nur allzuſehr beſtätigte. Mit verdüſtertem Blick, aber geſteigerter Aufmerkſamkeit, ſetzte er ſeine Beobachtung fort und muſterte ihn von Kopf zu Fuß. Da näherte er ſich, bemerkend, daß der junge Menſch ſich auf ſeinen Platz geſetzt hatte, dem Tiſche, um wenigſtens den letzten Becher Wein ihm nicht zu überlaſſen. Er nickte dem Sitzenden jedoch gutmüthig zu, als er den Becher ergriff, welchen er dann auf einen Zug leerte.

„Ihr ſeid nicht aus dieſem Lande?“ fragte der Jüngling.

„Nein,“ antwortete der Alte und konnte ſeinen Blick nicht von der feinen weißen Hand des jungen Menſchen abwenden, welche nachläſſig mit den Weinblättern der Flaſche ſpielte.

„Ihr ſeid ein Deutſcher, Signor?“ fragte der Jüngling weiter mit einer gewiſſen Dringlichkeit.

„Errathen, junger Herr. Ein Deutscher bin ich. Seid mir darum nicht böse!“

Vor dem Lachen, mit welchem er selbst seinen Scherz begleitete, stieg eine dunkle Röthe in des Jünglings Gesicht, und seine Augen senkten sich zu Boden, um ihren Ausdruck nicht zu verrathen. Doch schwieg er, und seine Lippen preßten sich. — „Versteht doch Spaß, junger Herr,“ sagte der Fremde, welcher das bemerkte. „Ich bin keiner von den Eisenfressern meiner Nation, sondern ein friedlicher Reisender, dem es in Eurem schönen Lande so wohlgefällt, daß er immer wiederkommen muß, selbst auf Gefahr bei dem allgemeinen Halsabschneiden seinen eigenen Kopf zu verlieren. Jetzt hab' ich aber noch ein besonderes Geschäft.“

Der junge Mensch hörte wohl gar nicht, was der gutmüthige Herr zu ihm sagte, er hatte vielmehr ganz unhöflich die Hand über seine Augen gelegt und stand plötzlich auf, um sich zu entfernen. Da sah der Alte zu seinem größten Erstaunen, daß des Jünglings Augen feucht waren und der Ausdruck des tiefsten Grames um seinen Mund schwebte. Es war aber nur ein flüchtiger Moment, wo er das bemerken konnte, denn jener ging, ohne ihm ein Wort der Entschuldigung zu sagen, in das Haus.

„Seltſam!“ murmelte der Alte vor ſich hin, indem er ſich wieder auf die Bank ſetzte. „Hat wohl auch im Kriege Verwandte verloren, vielleicht durch unſere Deutſchen ſonſt Leid erfahren. Armes Kind!“

Die Wirthin kam nach einer Weile wieder heraus. „Wer iſt der Knabe?“ fragte er ſie.

„Ich weiß es nicht, er ſitzt in der Kammer, die ich ihm eingeräumt habe, und weint, weint ſo, als müſſe ihm das Herz brechen!“ Die gute Frau konnte ſelbſt ihre Thränen nicht zurückhalten und auch der Gaſt war davon ergriffen. Nach einer Weile ſagte er ihr, daß er von ſeinem Freunde eben einen Brief erhalten habe, wonach er ihn erſt morgen erwarten könne: er werde alſo hier übernachten.

Das ſetzte die Padrona in einige Verlegenheit — ihr Haus war, wie geſagt, klein und auf Beherbergen nicht recht eingerichtet, da keine Reiſenden, ſondern nur Fiſcher und Landleute der nächſten Umgegend hier einkehrten. Doch wußte ſie ſich als reſolute Frau immer leicht zu helfen: der alte Herr konnte mit dem jungen die einzige Kammer, die ſie zur Verfügung hatte, theilen. Sie ſchlug ihm das vor, womit er ganz einverſtanden war, da er an dem Knaben, wie er ihn nannte, großen Antheil nahm und ihn zu bewegen hoffte, ſeinen Kummer

auszusprechen. Die Wirthin ging denn, auch diesem ihre Einrichtung mitzutheilen, und warf noch im Abgehen die Bemerkung hin: „wenn ich nur nicht mehr Gäste bekomme — seht doch!“

Quer über den See steuerten mehrere Barken, deren Segel von der Sonne, welche eben hinter den westlichen Berghang sinken wollte, röthlich angeglüht waren. Der alte Herr beobachtete den Lauf der Fahrzeuge, aber nur eins nahm seine Richtung gerade nach der ‚Perle,‘ die andern hielten mehr nordwärts.

„Signorino!“ sagte die Wirthin mit sanftem mitleidigen Tone, als sie in die Kammer getreten war und der Jüngling, in seinen Gram versenkt, das Haupt auf die Brust geneigt, ihre Anwesenheit gar nicht zu bemerken schien. Er erschrak, sah mit einem furchtbaren Blicke empor und schauderte.

„Was fehlt Euch?“ fragte die Wirthin theilnehmend. „Ich bin nur eine arme Witwe und kann Euch wohl nicht helfen, aber Ihr thut mir leid — sagt mir, was Euch fehlt.“

Von neuem durchzuckte ein Schauder, wie von der entsetzlichsten Erinnerung eingeflößt, die schlanke Gestalt des schönen Knaben und er machte eine heftig abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ich will Euch nicht quälen,“ sagte die Wirthin.

Digitized by Google

„Ihr werdet also hier über Nacht bleiben? Dieß Kämmerlein ist freilich das einzige, was ich habe, und es ist für Euch bestimmt, aber der alte gute Herr, der draußen sitzt, hat nun auch beschlossen, hier zu bleiben, und er ist doch früher da gewesen als Ihr —“

„Ich weiche ihm —“ erwiederte der Jüngling bitter — „ich gehe weiter — es ist mein Loos, meine Wahl!“

„Nicht doch, Signorino! Die Kammer gehört Euch, aber Ihr werdet sie gewiß gern mit dem alten Herrn theilen.“

Ein Blitz aus den Augen, ein flüchtiges Roth auf den Wangen des Knaben: „Nimmermehr!“ rief er.

Die Wirthin schüttelte verwundert und mißbilligend den Kopf. „Ihr wollt also den alten Mann unter freiem Himmel lassen?“ fragte sie. „Meinen Sohn nehme ich schon in meine Kammer, in den Stall zu der Kuh kann ich doch den alten Herrn, der ein fremder Kavalier ist, nicht betten?“

„O nein! Gebt ihm diese Kammer, laßt mich draußen weilen, mein Haupt ist ohnehin obdachlos.“

„Faßt Euch, ich bitte Euch, junger Herr, Ihr seid krank! Ihr redet in großer Aufregung! Heilige Mutter Gottes! Was ist Euch denn widerfahren?“

„O es wird bald widerhallen vom Po bis zu den Alpen! Und dennoch, dennoch!“ Er ſchlug beide Hände vor das Geſicht. — „Wohlan!“ ſagte er, die Troſtesworte, mit welchen ihm die Wirthin leiſe zuſprach, unterbrechend. „Es kann nicht anders ſein. Ich werde auch das thun, ſagt dem Deutſchen, daß ich ihm dieſe Kammer gern abtrete, er iſt alt, und kein Kriegsmann. — Hier bleiben kann ich nicht. — Padrona, ich habe noch ein Wort mit Euch zu reden.“

„Sprecht, armer junger Herr,“ erwiederte die Witwe.

„Ihr kennt mich nicht, aber ich kenne Euch! Ihr heißt Tonietta, und habt eine Schweſter, die um ihres Fleißes willen ſchon als Kind la Ragna geheißen, an Fleiß eine Spinne, nicht an Bosheit.“

„Gott, ja! Wer ſeid Ihr? Kennt Ihr meine Schweſter? Was macht ſie?“

„Sie lebt und iſt wohl geborgen.“

„O das weiß ich, ſie dient ſchon dreißig Jahre treu der Frau Margherita Diodati.“

Hier ſchwankte der bleiche Knabe plötzlich, der Kampf, den er in ſeinem Innern gerungen, um äußerlich die Standhaftigkeit zu bewahren, ging über ſeine Kräfte, er ſank ohne einen Laut auf dem Lager,

wo er saß, zusammen. Aufschreiend vor Schreck eilte ihm die Wirthin zu Hilfe, that, was in ihren Kräften stand, um ihn wieder zu sich zu bringen — — und es gelang ihr.

Nach einer Viertelstunde trat sie wieder auf die Terrasse, wo der alte Herr noch unter den Zitronenbäumen stand und mit großer Erwartung der Barke entgegensah, die mit Menschen gefüllt, daß sie zu sinken drohte, schwerfällig über das Wasser kam, und noch immer nicht das Ufer erreichen konnte.

„Schaut doch, schaut!“ rief er der Wirthin zu. „Was soll das bedeuten?“

Sie blickte auch verwundert hin und konnte sich nicht recht erklären, woher die vielen Menschen kämen, besonders als ihr der Gast sagte, daß auch die andern Boote, welche in schräger Richtung mehr nordwärts gesteuert, starkbesetzt geschienen. — „Nun, wir werden's ja gleich hören,“ äußerte die Wirthin darauf. — „Mit der Kammer hab' ich's geändert. Ihr sollt sie allein haben, seid ja früher hier gewesen als das junge Blut — das nehm' ich zu mir in meine Kammer, der Cecco mag im Stall oder draußen schlafen.“

„Ei seht doch, Padrona!“ rief der alte Herr blinzelnd und lachte.

Sie war aber nicht zum Scherz aufgelegt. „Ich bin in Ehren sechsundfünfzig Jahre alt geworden, Signor Cavaliere," sagte sie, „was ich thue, kann die ganze Welt wissen. Das junge Blut liegt mir sehr nah am Herzen und ich werde sorgen wie eine Mutter für ihn, da er keine mehr hat."

„Darum also! Er hat sie wohl kürzlich verloren — armes Kind!" — Die Stimmen der Menschen in der Barke, welche eben landete, unterbrachen das Gespräch — bald genug hörte man von ihnen, wer sie waren: Flüchtlinge aus Brescia! Wie achtsam auch der Ritter aus Auvergne mit seinen fünfhundert Reitern die einzig freie Straße besetzt hatte, um niemand aus der Stadt entrinnen zu lassen, war die Schaar doch nicht zahlreich genug gewesen, den Strom der Verzweiflung, der endlich, als alles verloren war, herausbrach, so völlig zu dämmen, daß nicht einzelne freie Bahn gefunden hätten. Und von diesen war es eine Handvoll, die sich auf Umwegen hieher geflüchtet und nun die Kunde von dem furchtbaren Schicksale Brescias brachte. Es war für den alten Herrn ein Glück, daß ihm sein langer Aufenthalt in Italien die Sprache des Landes so geläufig gemacht hatte und er bei der Dämmerung, die nun schon eingebrochen war, nicht für einen

Fremden erkannt wurde: Kriegsmann oder nicht, er wäre der Volksrache zum unschuldigen Opfer gefallen. Aber die Flüchtlinge hielten sich nur eine kurze Zeit auf, dann nahmen sie ihren Weg unter dem Schutze der Dunkelheit weiter hinauf in die Berge. Herzzerreißend war ihr Jammer gewesen, entsetzlich, welche Verwünschungen sie gegen ihre Feinde ausgestoßen hatten — auf den wilden Tumult, der noch ihren Pfad bezeichnete und allmälig in der Ferne verhallte, folgte nun tiefe Stille. Die Wirthin hatte sich zurückgezogen, ihr Sohn die Flüchtlinge begleitet, um ihnen von der Kirche, wohin sie stiegen, den nächsten Pfad in die Val camonica zu zeigen. Mit schwerem Herzen blieb der alte Herr allein zurück und saß bis in die späte Nacht, da er nicht hoffen konnte, ein Auge zu schließen, ehe er nicht von den schrecklichen Erzählungen, die er bruchstückweise vernommen, seine Seele einigermaßen gestillt hatte.

Am andern Morgen erwachte er spät. Der Schlaf, der endlich doch über ihn gekommen war, hatte ihn umso fester gehalten. Draußen stand die Sonne schon hoch am Himmel; durch das offengebliebene Fenster hörte er das Rauschen des Sees, welcher heute vom Ostwinde aufgeregt große Wellen an das Ufer trieb. Der Alte stand auf und suchte

das Freie. Draußen empfing ihn die Wirthin mit freundlichem Morgengruß; auf seine Fragen erfuhr er, daß der junge Mensch bereits seit einer Stunde aufgebrochen und fort sei, Cecco, ihr Sohn, aber, der spät in der Nacht wiedergekommen, seine Barke bereits über den See geführt habe, um den Herrn, welcher gestern ausgeblieben war, abzuholen. Das war dem Gaste sehr lieb, denn nach allem, was er erfahren hatte, sehnte er sich nach dem Freunde noch mehr und zitterte vor dem Gedanken, daß er, so nahe gekommen, abermals durch widrige Ereignisse von ihm getrennt werden könne. Wovon ihm seit gestern das Herz voll war, das beschäftigte auch die Wirthin, und sie wußte noch viel mehr als er von dem, was sich in Brescia begeben hatte; nur durfte sie es nicht sagen, denn sie hatte feierlich Verschwiegenheit gelobt, und dankte nur Gott, daß sie ihre Schwester, die gute treue Ragna, geborgen wußte. Sie ließ sich daher von dem Fremden erzählen und hörte seine Bemerkungen über die schlimme Zeit, die noch immer für das schöne Land kein Ende nehmen wollte, schweigend an. Später ging sie an ihre Geschäfte und er blieb wieder auf der Terrasse bei seinem Kruge Wein, den er zum Zeitvertreib allmälig leerte, bis er endlich das Boot, auf welches seine Hoffnung

gerichtet war, auf den ſchäumenden Kämmen der Wogen tanzen ſah. Es kam näher, denn der Wind beflügelte ſeinen Lauf, er erkannte zwei, hinter dem Schiffer richtete ſich der andere auf, ließ ein Tuch wehen — er war es, Bernhard! Da fehlte wenig, der Alte wäre mit ſeinen Reiterſtiefeln eine Strecke im Waſſer entgegengelaufen. Als die Barke an das Ufer ſtieß, ſprang er hinein, und ſchloß den Wiedergefundenen in ſeine Arme.

„Hab ich Euch endlich!“ rief er. „Nun kommt Ihr nicht mehr los! Nun nehme ich Euch mit!“

„Was macht die Mutter — was alle, alle?“ fragte Bernhard ſtürmiſch.

„Geſund habe ich ſie verlaſſen, das iſt die Hauptſache! — Ich ſoll Euch bringen, todt oder lebendig. Steigt aus, kommt herauf! Wir wollen uns nur ein wenig erfriſchen — Vino ſanto, ſagt' ich's Euch nicht zu Hauſe ſchon? Vortrefflich! Dann fort — im Dorfe ſtehen meine Pferde, ich habe hier wie ein Wachtpoſten auf Euch gelauert.“ Sie waren unterdeſſen aus dem Boot und zur Terraſſe hinaufgeſtiegen und jetzt erſt kam Bernhard zu Wort.

„Seid mir gegrüßt, mein lieber und gütiger Herr von Haugwitz!“ ſagte er. „Wir ſehen uns

endlich wieder — ich hatte gehofft unter ganz andern Verhältniſſen! Ihr wißt doch — ?“

Der tiefe Ernſt, die ſchwere Betrübniß, die auf Bernhard's Antlitz ſtand, ließ außer Zweifel, was er meine.

„Ich weiß es ſeit geſtern Abend erſt,“ erwiederte Haugwitz.

„Ich ſeit geſtern Mittag — Flüchtlinge kamen von Brescia, darum konnte ich nicht gleich Eurem Rufe folgen — fragen mußte ich, zu erfahren ſuchen, was mich ſo nahe angeht.“

„Und habt Ihr von Diodati's etwas gehört?“ fragte Haugwitz dringend.

„Filippo Diodati ſoll bei der Vertheidigung des Burgthors gefallen ſein,“ erwiederte Bernhard mit ſchwerem Seufzer.

„Armer Freund! Und die Seinigen? Seine edle, treffliche Frau? Sein Kind?“

„Von ihnen — weiß niemand“ — ſagte Bernhard, mit ſeiner Bewegung kämpfend.

„O das iſt gräßlich! Komm, mein Sohn, ſetze Dich her. Du biſt außer Dir — komm, faſſe Dich — alles geſchieht ja nicht von ungefähr — es lebt ein Gott im Himmel, der die Seinigen ſchützt. Die

Frauen werden sich in die Kirchen geflüchtet haben, welche kein christlicher Krieger verletzt."

Bernhard wußte es anders und auch der theilnehmende Greis sprach nach dem, was er schon gestern gehört, gegen seine Ueberzeugung. — „Ich muß erst nach Brescia ziehen," sagte jener. „Wär' es nicht um Euren Rath gewesen, so würde ich gleich von drüben dahingeeilt sein."

„Das wäre eine Tollheit gewesen!" rief Haugwitz. „Was? Denkt Ihr, mit heiler Haut in diese Hölle einfahren, Euch darin zurechtfinden, den Freunden, die Ihr sucht, begegnen, ihnen helfen zu können? Wollt Ihr meinen Rath hören, so nehmt ihn auch an. Versprecht mir das."

„Ich kann mir zur That die Hände nicht binden lassen!" versetzte Bernhard.

„Das will ich auch nicht. Ihr sollt nur nicht blindlings in Euer Verderben rennen. Die Sache steht so. Entweder sie sind nicht mehr zu retten, was Gott verhüten möge! dann wäre es nur um Gewißheit darüber zu thun. Oder sie leben noch, haben eine Freistatt gefunden oder sich sonst gerettet, dann muß man sie zu finden trachten, um sie ferner zu schützen und in Sicherheit zu bringen. Beides wird aber nicht erreicht, wenn Ihr spornstreichs nach

Brescia hineinstürmt. Wir müssen uns geradezu an diejenigen wenden, welche dermalen das Regiment in Brescia führen, und dazu verhilft uns, daß ich mit den deutschen Hauptleuten, auch mit mehrern der französischen Herren bekannt bin — so mit Jakob von Embs."

„Auch ich!" rief Bernhard. „Ich habe den Embser auf meinem Herwege bei Briren kennen gelernt."

„Seht Ihr? Auch ist wohl der Freiburg dabei und der Schlabrendorff — Ihr entsinnt Euch?"

„Er?!" rief Bernhard. „Ihn suchte ich auf andern Wegen, ich wurde durch Nachrichten getäuscht, die mich irreführten, wollte besseren, die ihn beim Heere wußten, nicht glauben, versäumte darüber die Zeit, da ich das Heer noch hätte treffen können, — und so war ich weit verschlagen nach Verona hin, wo der Sachse sein sollte —"

„Was habt Ihr mit dem?" fragte Haugwitz. „Damals schon ließt Ihr nicht ab, mich auszufragen."

„Wenn alles sich entschieden hat, sollt Ihr es erfahren," versetzte Bernhard. „Ihr meint also, wir gehen ins französische Lager, was hofft Ihr davon?"

„Dort erhalten wir fürs erste freies Geleit,

Sicherheit für unsere Nachforschungen und vielleicht auch schon einige Auskunft, wenn wir den Schlabrendorff treffen, denn der ist, wie ich bestimmt weiß, in alter Zeit schon mit dem Diodati, wenigstens mit dem ältern Bruder, der jetzt in Venedig wohnt, bekannt gewesen, und es läßt sich kaum denken, daß er nicht etwas gethan haben sollte —"

„O Ihr wißt nicht! — Doch ich sehe keinen bessern Rath! Brechen wir auf denn! Ich bin nur herübergekommen, um Euch zu sehen, Euch alles zu sagen — der Bootsman soll mich gleich wieder zurückfahren auf die gerade und nächste Straße, mein Pferd steht drüben in guter Obhut und Ihr könntet die eurigen um die Spitze des Sees schicken und mit mir fahren, Ihr habt mir ohnehin noch nichts von meinen Eltern und all' meinen Lieben aus Läßnitz erzählt!"

„Läßnitz — ja freilich —" sagte der alte Herr, und nur, weil Bernhard von seinen Gedanken befangen war, bemerkte er nicht, daß dem Freunde seines Vaters etwas auf dem Herzen lag. „Wir können unterwegs davon reden. Ihr habt Recht, ich schicke meine Pferde um den See auf die große Straße, wir kommen früher dahin und erwarten sie dort. Das will ich gleich besorgen." Er ging bei

der Wirthin seine Zeche zu bezahlen, die Magd wurde nach dem nahen Dorfe geschickt, wo der Diener, welchen dießmal Herr von Haugwitz, der verschlimmerten Verhältnisse wegen, bei sich hatte, mit den Pferden stand, und nachdem sie abgefertigt war, nahm er von der alten Frau Abschied. Sie erschrak, als er ihr das Ziel seiner Reise nannte und rieth dringend ab: dort sei alles vorbei und es werde wohl keine lebende Seele, kein Stück, auch nur eine Stecknadel werth, in Brescia übrigbleiben; er wolle doch nicht plündern helfen? Was zu retten gewesen sei, das habe schon seinen sichern Ort gefunden, davon könne sie erzählen, wenn sie wolle, aber sie wisse anvertraute Dinge wohlzubewahren und warne ihn nur vor dem schlimmsten.

„Ha!“ rief er. „Der blasse Knabe ist wohl auch aus Brescia entflohen? Ja, ja — der Brandfleck an der Stirn. Er hat es Euch vertraut — nicht wahr? Ihr könnt mir's immer sagen — von mir hat niemand etwas zu befürchten.“

„Ihr könnt auch nichts dabei helfen,“ erwiederte sie. „Das ist eine traurige Geschichte. Ich rathe Euch, bleibt davon.“

„Das geht nicht, Padrona. Lebt wohl. Vielleicht komme ich künftig einmal wieder. Wahrlich,

Digitized by Google

hier wäre ein Ort, um sich endlich einmal zur Ruhe zu setzen, wenn sich's nicht in der Heimath doch besser stürbe als in der Ferne!" Er schüttelte der Witwe die Hand und eilte zu seinem ungeduldigen Gefährten, der bereits in der Barke saß; Cecco stieß ab und nach den ersten Ruderschlägen schon bat Bernhard um die versprochene Kunde von den Seinigen. Da faßte sich der alte Freund ein Herz gleich mit dem schlimmsten vorzurücken: Läßnitz, das alte Stammgut, war von Grund aus abgebrannt, und die Familie, da vorerst keine Mittel vorhanden waren, an den Aufbau zu denken, hatte sich trennen müssen, da keiner der Söhne sie ganz aufnehmen konnte. Die Eltern wohnten bei dem ältesten, der das Stammgut wahrscheinlich nun auch übernehmen werde, und Erdmuthe — wie der alte Haugwitz seine Pathe beharrlich nannte — war bei der Aebtissin zu Marienstern in der Ober-Lausitz, welche eine Verwandte der Linden'schen Familie war.

„Und der Großvater? — Und — Barbara?" rief Bernhard, von diesen Nachrichten tiefgebeugt.

„Das weiß ich nicht genau," erwiederte Haugwitz. „Sie sind fortgezogen — wohin? das hab' ich nicht erfahren. Ich war nur ein Paar Stunden bei meinem alten guten Heinrich, Eurem Vater, und viel

fragen mocht' ich nicht, es that mir zu weh! Nachher ſagte mir jemand, der Landeshauptmann ſei nach Prag gegangen zum Könige Wladislaw, der ihn gut aufgenommen habe, weil er doch große Verdienſte um die Krone Böhmen und Ungarn hat, wenngleich von dem vorigen Herrn her. Es hieß auch, die Kleine mit den goldenen Locken und dem Engelsköpfchen habe einen vornehmen böhmiſchen Grafen geheirathet — warum nicht? Sie wäre für einen Fürſten gut. Bernhard, Ihr hättet daheim bleiben ſollen!"

Fühlte das Bernhard auch? Und verſtand er den Gedankengang des alten Freundes, der ſeine Rede, als habe er zuviel geſagt, plötzlich unterbrach und verſtummte? Bernhard ſah ſtill über die bewegte Flut hinaus, deren Wogen den Kiel, der ſie durchſchnitt, zornig umrauſchten: ein ſchmerzlicher Ausdruck breitete ſich mit wachſender Gewalt über ſeine Züge.

Achtes Kapitel.

Einmal und ewig.

Der Lenz, welcher in den Seethälern ſchon die Blüthen geweckt hatte, kündigte ſich in den Ebenen

der Lombardei durch ein langanhaltendes Regenwetter an, daß es war, als wolle der Himmel die Erde ertränken. Auf den Feldern, welche ohnehin da, wo der Krieg sein Wesen getrieben, nur dürftig bestellt waren, zeigte sich selten ein Mensch; die Straſſen waren so tief aufgeweicht, daß das Fortkommen selbst dem Fußgänger äußerst beschwerlich war, die Pferde aber sich kaum durch den schweren Boden arbeiten konnten. Verstimmt und schweigend ritten die beiden Freunde nebeneinander: es war aber nicht das böse Wetter, welches sie in solche Stimmung versetzt hatte — dem hätten beide wohl widerstanden — sondern das gänzliche Mißlingen ihres Unternehmens. Ohne Hinderniß waren sie vom Lago d'Iseo nach Brescia gelangt, obgleich ihnen viel Kriegsvolk, in kleinen Haufen selbst einzeln ziehend, begegnet war; niemand hatte sie angehalten oder beläſtigt, auf ihre Fragen nach dem Zustande in der Stadt hatte man ihnen sehr widersprechenden Bescheid gegeben, nur darin stimmten alle überein: „daß es vorbei sei!“ Wo war der Oberbefehlshaber? Wo das Heer? Darauf hatten sie meist die Achseln gezuckt, Einer aber einmal geantwortet: „Ja wo? Hier und überall!“ So war es auch gewesen. Nach der siebentägigen Plünderung mit ihrem fürchterlichen

Geleit hatten die Sieger eine so unermeßliche Beute gewonnen, daß kein Machtgebot des Prinzen, kein Band der Disziplin die Schaaren mehr zusammenhielt! Selbst die vornehmsten der französischen Herren, auf einmal so reich geworden, daß, nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen, Kind und Kindeskind daran genug hatten, verschmähten es nicht, vor allen Dingen ihre mit der Eisenfaust gewonnenen Schätze in Sicherheit zu bringen. Auf drei Millionen Reichsthaler ist die Beute von Brescia geschätzt worden, über dreitausend Wagen wurden beladen, den Raub aus der Stadt zu schaffen, und zahllose Krieger, die ihren Antheil dabei hatten, geleiteten sie in allen Richtungen. Nur die deutschen Knechte, welche verhältnißmäßig am wenigsten erbeutet hatten, waren meist bei ihren Fahnen geblieben und dem Prinzen von Foix auf seinem weitern Marsche gefolgt, wohin? das wußte niemand. Die Straße nach Mantua, auf welcher er hergekommen war, hatte er nicht wieder eingeschlagen, sondern war fast in entgegengesetzter Richtung abgezogen; einige meinten gar nach Genua. So hatten denn die Freunde um freies Geleit nicht zu sorgen und waren auch ohne viel Schwierigkeit, da sich Haugwitz auf bekannte Hauptleute berief, in die unglückliche Stadt eingelassen

worden. Vorüber war alles hier! Die Kriegsleute hatten Recht gehabt. Die tiefſte Ruhe herrſchte in Brescia, die Ruhe des Grabes. In ihre Häuſer verſchloſſen, zitterten die Bewohner, welche das Schwert und die Mordart verſchont hatte, daß nicht von neuem die Wuth der Sieger losbrechen werde, ſelbſt die Franzöſiſchgeſinnten, deren Wohnungen ausdrücklich vorherbezeichnet worden und nichts gelitten hatten, hielten ſich verborgen und trauerten über das entſetzliche Unglück, deſſen Größe ſich noch gar nicht überſchauen ließ. Die Freunde eilten ſogleich nach dem Hauſe Diodati's. Sie fanden es verwüſtet, — ausgeraubt — keine menſchliche Seele, welche ihnen hätte Nachricht geben können! Nur der Springbrunnen im Hofe rauſchte wie ſonſt, in unaufhörlichem Geplätſcher — hätte er nur zu erzählen vermocht, was er alles geſehen hatte! Schweren Herzens durchirrten die beiden das öde Haus, ob ſie nicht in einem der vielen Zimmer, deren Thüren weit offenſtanden, deren Geräth zertrümmert oder hinweggeſchleppt war, irgend ein Wahrzeichen finden könnten. Umſonſt! Nur der Betaltar im Gemach der Hausfrau war unentweiht geblieben, das Heiligthum anzutaſten, hatten ſie doch nicht gewagt. Die Freunde ſtanden hier eine Weile in ernſtem Schweigen, die

Häupter gesenkt — dann schieden sie stumm aus dem Hause, wo Haugwitz, gastlich aufgenommen, einst manche frohe Stunde verlebt hatte, wo Bernhard in das Geschick der schönen unglücklichen Fiorina eingeweiht worden war. Lebte sie noch? Hatte man wirklich die Frauenklöster geschont, oder waren sie erbrochen worden — großer Gott! Bernhard wußte ja nicht einmal, in welchem sie geweilt hatte — und als er Nachforschungen anstellen wollte, sah er bald die Unmöglichkeit ein. Was auch geschehen sein mochte, die Pforten der Klöster hatten sich wieder geschlossen und öffneten sich keiner Bitte, keiner Frage mehr. Haugwitz hatte in Diodati's Nachbarschaft ebenso wenig etwas erfahren können. In so allgemeinem Verderben, wer kümmert sich um andere? Endlich führte ihn der Zufall in ein Haus, wo ein vornehmer französischer Ritter verwundet lag: er hörte seinen Namen — Bayard! Da faßte er sich ein Herz, auf den weitberühmten Charakter des Helden vertrauend, von welchem die Dame, in deren Hause er lag, unter Thränen ihm einen neuen herrlichen Beweis erzählte — die Geschichte hat ihn der Nachwelt aufbewahrt: wie er, selbst arm, das reiche Lösegeld ihren Töchtern zur Mitgift geschenkt. Haugwitz ließ sich dem Ritter, der schon halbgenesen im Begriffe

ſtand zum Heere abzugehen, vorſtellen. Bayard empfing ihn mit der Leutſeligkeit, die ihm alle Herzen gewann, hörte theilnehmend an, was er ihm vortrug und lieh ihm den Beiſtand ſeines Namens, um die Nachforſchungen nach den Diodati zu fördern. Aber ſie blieben erfolglos, wie bisher. Daß Filippo gefallen ſei, hatte Bernhard ſchon zu Gardone von einem der Flüchtlinge, der an ſeiner Seite geſtritten hatte, erfahren — näheres oder nur Beſtimmtheit war nicht mehr zu erlangen. Von ſeiner Gemahlin, von ſeiner Tochter wußte kein Menſch etwas — die Nachfrage nach Fiorina ſetzte ſogar diejenigen, welche mit der Familie oberflächlich bekannt geweſen, in Verwunderung und die gewöhnliche Antwort war immer: Arme Fiorina! Sie iſt ſchon längſt geſtorben! — Bernhard erinnerte ſich, daß ſie vor der Welt todt ſein ſollte! Er fragte gelegentlich auch nach Marco Marani. Der werde ſich ſchon gerettet haben, hieß es, denn er ſei klug und wiſſe ſeinen Vortheil wahrzunehmen. Zuletzt fand ſich Einer, der ihn ſogar geſehen haben wollte am dritten Tage nach der Einnahme, aber nur von fern, mit einem Weibe in einem zertrümmerten Heidentempel verſteckt, wo manche Zuflucht gefunden. Bernhard's Herz bebte: konnte das Fiorina nicht geweſen ſein, die er gerettet?

Gewißheit war aber auf keine Weiſe zu erlangen und die eine Frage drängte ſich fort und fort auf: wie konnte Fabian von Schlabrendorff, wenn er bei dem Sturme zugegen geweſen, das Haus, in welchem er einſt ein Herz zu Dank ſich verpflichtet und gewonnen hatte, nicht vor Verheerung ſchützen, auch wenn er auf dieß Herz keinen Werth legte? Und Fabian von Schlabrendorff war zugegen geweſen: deutſche Knechte von der zurückgelaſſenen Beſatzung hatten es Bernhard auf ſeine Fragen beſtimmt verſichert; er war dann mit dem zuſammengebliebenen Heerhaufen des Prinzen abmarſchirt. In den letzten Tagen hieß es, der neue Sammelplatz der franzöſiſchen Streitmacht ſei an die Seeküſte, an einen Ort der Riviera di Ponente verlegt, wo man die aus der Provence kommenden Verſtärkungen am bequemſten an ſich ziehen könne, um dann mit blitzſchnellen Operationen und einem entſcheidenden Schlage dem Kriege ein Ende zu machen.

Die Freunde hatten nun in Brescia alles erſchöpft, was zu einer Ermittelung hätte führen können, und endlich die traurige Stätte verlaſſen. Das böſe Regenwetter, welches unterdeſſen eingetreten, war nicht fähig geweſen, ſie länger zu feſſeln. So finden wir ſie aus der Porta orientale gezogen auf

der Straße nach Ponte San Marco. Schweigend ritten sie, von Haugwitz's Diener gefolgt, durch den strömenden Regen, und es mochte wohl eine Stunde vergangen sein, ehe das erste Wort zwischen ihnen gesprochen wurde. In Ponte San Marco trennten sich ihre Wege. Haugwitz hatte vergebens gesucht, Bernhard für ungesäumte Heimkehr nach Schlesien zu stimmen, alle seine Vorstellungen waren fruchtlos gewesen, ja er hatte beschämt verstummen müssen, als ihm Bernhard erwiederte, daß er ihn ja zum Verlassen der Heimath ermuntert, ihm die Wege bereitet habe. „Ich habe freilich nichts errungen!" hatte Bernhard hinzugefügt. „All' meine hochfahrenden Träume sind zerronnen — ärmer an Hoffnungen, reicher an bittern Erfahrungen stehe ich da, aber ich gebe keinem die Schuld als mir selbst. Ohne ein festes Ziel bin ich nur glänzenden Irrlichtern gefolgt, habe mich von meinen Gefühlen, nie vom Verstande leiten lassen, und meiner Kraft nicht vertraut. Ich weiß, daß ich in diesem Abwarten eines Antriebs von außen zu nichts gekommen bin als zu besserer Erkenntniß. Aber ich habe mir in letzter Zeit doch Eins vorgenommen, und das muß ich durchführen. In der Heimath finde ich keinen Platz mehr. Soll ich meinen Geschwistern zur Last fallen? Läßnitz, wie

Ihr mir gesagt, hat mein Bruder übernommen. Ich besitze nichts, um mir nur eine eigene Hufe Landes zu kaufen — Euch bin ich noch verschuldet und andern, ich meine dem unglücklichen Diodati, dem ich es vielleicht nicht mehr abtragen kann, auch wenn ich einst die Mittel finde. So will ich dem Kaiser dienen, wie ich Euch schon gesagt habe. Erst aber muß ich noch eine andere Pflicht erfüllen. Ihr wollt noch vor dem Winter heimkehren — dießmal auf immer. Verzeiht mir, wenn ich nicht recht daran glaube. Ich weiß noch sehr genau, was Ihr zu meinem Großvater gesagt, als Ihr zu uns in Läßnitz unter die Linde tratet: der Erdmann Haugwitz kann es draußen nicht mehr aushalten, es ist schön in der Ferne, aber daheim ist es besser. Und dennoch hat es Euch kaum nach Jahresfrist wieder fortgetrieben, und wenn Ihr auch jetzt wieder heimkehrt, Eures Bleibens ist doch nicht dort, Ihr seid ein Wandervogel. Ich kehre dereinst ganz gewiß auch heim, auf fremder Erde, so Gott nicht über mich anders verfügt, mag ich nicht sterben, aber erst, wenn ich alles erfüllt habe, was mir noch obliegt, und wenn ich den meinigen wahrhaft ein Helfer erscheinen kann — meiner Mutter vor allen!“ Hier war er denn von dem Gedanken überwältigt worden, wie schwer es gerade seiner

Mutter bei ihrer Selbständigkeit und ihrem feurigen, thätigen Sinne fallen mußte, ihr jetziges Loos zu tragen. Haugwitz hatte seine Versuche, ihn umzustimmen, nicht erneuert, und als sie die Mella passirt und in Ponte San Marco eine Stunde gerastet hatten, trennten sie sich auf einige Zeit mit der Verabredung, in Verona, nachdem beide ihre Vorsätze ausgeführt, wieder zusammenzutreffen. Wer zuerst dort ankam, sollte auf den andern warten, mochte es auch noch solange dauern; Verona war von den Kaiserlichen besetzt, also vollständig gesichert. Haugwitz hatte Venedig zum nächsten Reiseziele: dort konnte er vielleicht bei Andrea Diodati, dem Goldschmied, wenn irgend ein Glied der Familie oder nur der Verwandtschaft sich gerettet hatte, Nachricht über das Schicksal Filippo's und der Seinigen erhalten. Wohin Bernhard zog, das sprach er nicht aus: der alte Freund glaubte aber zu errathen, daß er das französische Heer aufsuchen wolle, um Fabian von Schlabrendorff zu sprechen. Aus welchem Grunde? Es gab ihm unterwegs viel zu denken.

Leicht war es nicht, dem flammenden Meteore zu folgen, das bald genug wieder aufblitzte und über Italiens Fluren dahinschoß, um nur zu früh in Todesnacht zu erlöschen. Bei Finale — das Gerücht

hatte nicht gelogen — sammelte Gaston de Foix gegen Ende des März wieder sein Heer, von dem sich ein großer Theil nicht in der edelsten Absicht zerstreut hatte. Von allen Seiten zogen ihm neue Streitkräfte zu. Ueber die Alpen kamen Freiwillige des französischen Adels — Aventuriers nannten sie sich, damals im ehrenhaften Sinne — tausend wallonische Reiter, ebensoviel Gascogner. Das Fußvolk wuchs durch französische Fahnen, durch italienische und deutsche Söldner. Alphons von Este, der Herzog von Ferrara, führte ihm hundert Lanzen, zweihundert leichte Reiter und was vom höchsten Werthe war, seine leicht beweglichen, trefflich bespannten Geschütze zu, die unter seiner eigenen Leitung, viele von ihm selbst, gegossen waren, wie er denn einer der kriegsverständigsten Fürsten seiner Zeit hieß. So wuchs die Macht des Prinzen von Foix auf zweiundzwanzigtausend Mann und er konnte hoffen, den Krieg mit einer einzigen Entscheidungsschlacht zu beendigen. Dieser wich aber der Vizekönig von Neapel aus; aus einer unangreifbaren Stellung zur andern zog er vor dem in Eilmärschen anrückenden Heere der Franzosen — Zeit gewonnen, war alles gewonnen, denn die Verhandlungen mit dem Kaiser entwickelten sich immer erfreulicher und König Ludwig gab dem ritterlichen

Maximilian ſelbſt die gerechteſte Urſache, mit ihm zu brechen. Es kam nur darauf an, bis das geſchehen ſein würde, das Gebiet des heiligen Stuhles und beſonders Rom, die ewige Stadt, vor den feindlichen Waffen zu ſchirmen. Dahin gingen alle Befehle, welche König Ferdinand von Spanien ſeinem Statthalter gab, und Don Raymon de Cardona wußte die Ungeduld ſeines tapfern Heeres, das ebenſo dringend als nur der Feind, nach der Schlacht verlangte, zu zügeln. Es war ein ſeltſames Spiel, das mit Hin- und Herzügen getrieben wurde; die Spanier hüteten ſich, in freiem Felde mit den Franzoſen zuſammenzutreffen, ſie nahmen feſte Stellung, wenn dieſe marſchirten und brachen ihrerſeits auf, wenn jene lagerten. Jetzt kam die wichtige Nachricht, daß zu Rom am 6. April zwiſchen dem Kaiſer und Venedig ein Waffenſtillſtand auf zehn Monate abgeſchloſſen ſei und Gaſton mußte die Schlacht, die er vergebens ſuchte, erzwingen, wenn nicht alles, was er bisher gewonnen, wieder gefährdet werden ſolle. In dieſer Ueberzeugung faßte er einen raſchen Entſchluß und brach plötzlich mit ſeinem Heere, ohne den ihm gegenüberſtehenden Vizekönig, der die Straße nach Rom deckte, weiter zu beachten, in öſtlicher Richtung nach dem Geſtade des adriatiſchen Meeres auf.

Bernhard von Linden hatte zweimal sein allzubewegliches Ziel verfehlt, endlich war er auf die rechte Spur gekommen, und die Wahrzeichen, die jedes marschirende Heer hinter sich läßt, führten ihn sicher. Es war am Gründonnerstage, als er in Lugo, einem Städtchen wenige Meilen von Ravenna spät abends Quartier genommen hatte. Noch gestern waren Reiter des französischen Nachtrabs hier gewesen und hatten alle Zurückbleibenden und Säumigen streng nachgetrieben, heute fanden sich nur noch einige Kranke im Ort, wie man ihm sagte. Im Dunkel des Abends kam auch noch ein verspäteter Reisiger an, der sein müdes Pferd in dieselbe Herberge zog, wo Bernhard rastete; er kam in die Gaststube und fluchte in fremder Sprache, fremd den Wirthsleuten, aber für Bernhard nicht. Das war ein Deutscher! Er redete ihn gleich an und fragte ihn, ob er auch zum Heere des französischen Statthalters wolle. Der Reiter dankte seinem Gruß, entledigte sich aber erst einer ledernen Tasche, die er auf der Brust trug, schnallte sein Schwert ab und legte es auf die Tasche, ehe er eine Antwort auf die Frage gab.

„Nun wird es doch Stand halten!“ sagte er. „Ich reite wie ein Narr in die Kreuz und Quer.“

„Auch ich habe es bis jetzt vergebens gesucht," versetzte Bernhard. „Ihr bringt wohl Botschaften?"

Mit einem Blick auf die Tasche, die er näher an sich zog, nickte der Reiter nur mit dem Kopfe und sprach dann dem Weine mächtig zu, welchen der Wirth ihm aufgesetzt hatte. — „Füttert mein Pferd gut, und weckt mich in vier Stunden," befahl er. „Ich muß bald weiter." Es waren also wichtige Botschaften, die er brachte — da er aber wortkarg war und sich in kein Gespräch einzulassen schien, hielt es Bernhard unter seiner Würde, ihn durch Fragen zu belästigen. Er nahm auch gleich darauf seine Tasche zum Kopfkissen, während er sich auf die Erde streckte, und mit der Hand am Schwertgriffe schlief er fest ein. Bernhard hätte ihm, wäre er freundlicher gewesen, vielleicht den Antrag gemacht, mit ihm zu reiten, da er auf solche Weise leichtern Eingang in das Lager gefunden haben würde; diesen Gedanken gab er auf, suchte nun auch, sogut er konnte, den Schlaf und hörte, noch vor Tagesanbruch, den Reisigen, welchen der Wirth zu rechter Zeit geweckt, aufstehen und abreiten. Als es hell geworden, folgte er seinem Beispiele.

Kanonendonner! Wie? Auch am heiligen Charfreitage, wo der Heiland sein Blut am Kreuz für

die Versöhnung der Menschen vergossen hatte, an dem Gedächtnißtage der Verklärung der höchsten Liebe ruhten die Waffen nicht? Bernhard fühlte, das könne nimmermehr Segen bringen, er beschleunigte seinen Ritt, aber er kam doch zu spät. Ein Sturm, welchen Gaston de Foix hatte unternehmen lassen, war abgeschlagen. Ravenna, die wichtigste Stadt, gegen welche er sein Heer geführt, um dadurch den vorsichtigen Spanier in das ebene Land zu ziehen und endlich zur Schlacht zu nöthigen, hatte nur eine schwache Besatzung, welche der Vizekönig, als er Gaston's Absicht erkannt, schnell hineingeworfen hatte, aber Mark Antonio Colonna, der sie befehligte, hatte den voreiligen Angriff, durch welchen Gaston am Charfreitage die Stadt zu nehmen gehofft, kräftig abgewehrt, obgleich dreißig der versuchtesten Ritter, wie bei Brescia, in vollem Harnisch den Stürmenden als leuchtendes Beispiel vorangeschritten waren. Im Lager herrschte infolge dessen große Aufregung, welche durch Meldungen vom Anmarsch des feindlichen Heeres auf der Straße von Imola noch vermehrt wurde. Es gelang Bernhard, sich der Lagerwache, ohne daß er durch einen Streiftrupp angehalten worden wäre, zu nähern: zu seiner Freude waren es Deutsche, und als er nach Fabian von Schlabrendorff fragte, erbot sich der Wacht-

Digitized by Google

habende, ihn durch einen Knecht nach dem Zelte des Hauptmanns, zu deſſen Fähnlein er ſelbſt gehörte, führen zu laſſen. So war denn erreicht, wonach Bernhard ſeit langer Zeit ſchon geſtrebt hatte — in dieſem Augenblicke aber befiel ihn wieder ein unbeſtimmtes Bangen, als ſtrecke er die Hand nach einem Schleier aus, welcher ihm wohlthätig verhülle, was er beſſer nicht ſchauen möchte. Doch unterdrückte er dieſe Anwandlung und folgte dem Landsknechte, der, ſeinen Spieß auf der Schulter, vor ihm herſchritt, quer durch das Revier der deutſchen Fahnen. Das Treiben im Lager zog ſeinen Blick dießmal nicht an, er ließ ſein Auge nur ſchweifen, ob er unter den vielen Kriegern, die er in wechſelnder Gruppirung ſah, nicht die mächtige und edle Geſtalt des Sachſen bemerken könne. Da begegnete ihm der Reiſige, mit welchem er in Lugo übernachtet hatte, er kam zu Fuß von einem Zelte, vor welchem die große Fahne mit dem Reichsadler flatterte, unter welchem die deutſchen Knechte auch im fremden Solde, wenn es mit Bewilligung von Kaiſer und Reich geſchah, dienten. Dort mußte der Feldoberſt lagern, Bernhard wußte, daß es Herr Jakob von Embs war, und er freute ſich, ihn wiederzuſehen: jetzt aber wollte er ſich auf ſeinem Gange nicht aufhalten laſſen. Der Reiſige,

welcher augenſcheinlich ſeine Botſchaft an den Oberſten der deutſchen Landsknechte gebracht hatte, erkannte Bernhard ebenfalls wieder und grüßte ihn mit der Hand; beide gingen ſchweigend aneinander vorüber. Welche Wichtigkeit hatte aber die Botſchaft, welche er befördert, auch für Bernhard, da ſie ihn von langer Ungewißheit befreite!

„Dort ſeht Ihr ihn!“ ſagte der Landsknecht, als ſie in eine neue Lagergaſſe traten.

Vor ſeinem Zelte ſaß Fabian von Schlabrendorff — wie hätte er verkannt werden mögen? Er ſaß auf einem Strohbunde und ſah gedankenvoll in die Ferne, wo ſich die Thürme und Bollwerke von Ravenna erhoben, an denen heute der Muth der Stürmenden geſcheitert war. So tief ſchien er in die Betrachtung verſunken, daß er auf Bernhard's Annäherung nicht achtete, bis dieſer neben ihn trat und ſeinen Namen nannte. Da blickte er ſich nach der fremden Stimme um und als er die Züge erblickte, die ſchon bei erſter Begegnung in Padua wegen ihrer Aehnlichkeit mit andern unvergeßlichen auf ihn einen großen Eindruck gemacht hatten, rief er, von Ueberraſchung hingeriſſen: „Wanda's Sohn! Am Vorabend der Schlacht!“ Er ſtand ſchnell auf und reichte Bernhard die Hand. „Willkommen!“

„Erkennt Ihr mich wieder?“ ſagte Bernhard erfreut. „Ich ſuchte Euch lange.“

„Gut, daß Ihr mich noch findet! Eine Friedensbotſchaft zur letzten Stunde!“

Bernhard verſtand ihn nicht. Wie hätte er auch ſolchen Gedanken in dem ſtarken Krieger vermuthen können? Seltſam, daß es ſich oft begibt! — „Ich habe mit Euch zu reden,“ ſagte er.

„Theilt mein Zelt mit mir — tauſendmal willkommen! Was bringt Ihr mir? Wie haben ſie aufgenommen, was ich Euch damals geſagt? Und — ſagt mir alles, was Ihr wißt. Ihr kommt doch aus Schleſien?“

„Ich bin nicht wieder daheim geweſen und habe die meinigen ſeitdem nicht geſehen. Was Ihr mir damals geſagt habt, das hab' ich Wort für Wort behalten und meiner Mutter getreulich von Venedig geſchrieben. Antwort iſt mir darauf nicht geworden, wie hätte ſie mich auch finden ſollen, da ich bald darauf übers Meer ging? Ich habe erſt kürzlich durch Einen, den Ihr kennt: Erdmann von Haugwitz, aus Schleſien Nachricht erhalten, aber keinen Brief und auch keine mündliche Botſchaft in Bezug auf Euch.“

„Und Ihr ſucht mich auf?“

„Ich habe mit Euch zu reden —“

„Was hat Euch Haugwitz erzählt? Iſt er auch im Lager?“ fragte Schlabrendorff. „Ihr habt keine guten Nachrichten erhalten, Euer Blick ſagt es mir.“

Bernhard fand keinen Grund, zu verſchweigen, was er betrübendes erfahren hatte. „O daß ich vermöchte —“ rief Schlabrendorff, doch vollendete er nicht, was er ſagen wollte: vielleicht hielt er es für verletzend. „Ihr ſeid auf dem Heimwege begriffen, nicht wahr? Eurer Frau Mutter zum Troſt, zur Hilfe!“

Es fiel Bernhard ſchwer, zu geſtehen, was ihn davon abhielt. Der Sachſe warf einen bedeutungsvollen Blick in ſeinem leeren Zelte umher, das nichts enthielt als ſeine Rüſtung und wenige Habe.

„Hätte ich, wie viele andere gethan,“ ſprach er, „ſo ſolltet Ihr mein Erbe ſein, da ich auf der weiten Welt niemand habe, der mir naheſteht! Aber ich bin nicht hinausgegangen des Raubes wegen! — Kehrt dennoch heim, Bernhard von Linden. Iſt nicht ein lieber Freund ſchon im Unglück ein Troſt, auch wenn er mit leeren Händen kommt, vielmehr ein theurer Sohn? Hat Euch Frau Wanda nicht darum bitten laſſen?“

„Das hat sie nicht gethan," antwortete Bernhard. „Sie hat ein starkes Herz."

„Das hat sie!" bestätigte Schlabrendorff und seine Brust hob sich mächtig. In seinen Augen strahlte ein düsteres Feuer. — „Ihr kommt, mit mir zu reden," fing er nach einer Weile wieder an, „ich weiß, warum. Es ist auch gut, daß zwischen uns alles klar werde, denn es könnte später nicht mehr Zeit dazu sein."

„Wenn Ihr es ahnt, was mich zu Euch führt," erwiederte Bernhard, „so sagt: was ist aus Fiorina Diodati geworden?"

Betroffen starrte ihn der Sachse an, er hatte etwas ganz anderes im Sinne gehabt, diese Wendung nicht erwartet. „Wie kommt Ihr auf das unglückliche Mädchen?" fragte er mit finsterer Stirn.

„Mich hat mein Weg mit den Diodati zusammengeführt, ich habe Freundschaft von ihnen genossen, Vertrauen — schon vor dem furchtbaren Schicksale von Brescia war ich bemüht, Euch aufzufinden, um Mißverständnisse, welche einen Schatten auf das edle und hochherzige Mädchen werfen konnten, aufzuklären und — vielleicht alles zum Glücke zu wenden, für sie und für Euch!" Bernhard war sich des schönen Sieges bewußt, den er einst in dem

gefährlichſten Kampfe, den wir zu beſtehen haben, errungen hatte — dennoch wurde es ſchwer, das Wort auszuſprechen. — „Der Friede hätte alles ausgeglichen — Ihr hättet ein Glück gefunden, das Euch traurige Verwickelungen, die ich nicht kenne, in der Heimath verſagt haben.“

„Glaubt Ihr, das ſei je möglich geweſen?“ rief Schlabrendorff, der mit ſteigendem Affekt Bernhard's Mittheilungen angehört hatte. „Einmal und ewig!“

Bernhard verſtand ihn jetzt und ein neues Licht, ein Strahl in die Ferne, blendete ihn, daß er ſich vergaß. „So wäre, was einſt Euer Glück geweſen, noch immer —“

„Forſcht nicht! unterbrach ihn Schlabrendorff heftig, indem er die Hand auf ſeine Bruſt preßte. „Das laßt hier begraben — bis es mit begraben wird! — Ihr fragtet nach Fiorina Diodati. Sie iſt gerettet. Ich wußte ihren Aufenthalt — ich konnte ſie ſchützen, zu rechter Zeit, mitten im brennenden Hauſe.“

„Gott ſei Dank!“ rief Bernhard. „Aber das Haus?“ — Er entſann ſich wohl der Verwüſtung, aber nicht, daß er Spuren von Brand getroffen habe.

„Ein Kloſter war's — Diodati's Haus konnte ich nicht retten."

„Der Vater ſoll gefallen ſein" — Schlabrendorff beſtätigte es ſtumm — „wißt Ihr von der Mutter etwas?"

„Ich habe nichts erfahren können," erwiederte der Sachſe. „Im Kampfe bis drei Uhr Nachmittags, wie wäre es möglich geweſen? Als es endlich nach andern Stadtvierteln ging und ich bis zu Diodati's Hauſe vordringen konnte, fand ich noch alle Thüren und Fenſter geſchloſſen, denn es war bei Lebensſtrafe verboten, vor gewonnenem Siege in die Häuſer zu brechen. Ich ſchlug nur ein Kreuz über das Haus, daß Gott es ſchützen möge, der Kampf riß mich weiter fort. Als dann das Werk der Waffen gethan war und das andere begann, daran ich nicht theilhaben wollte, eilte ich vorerſt zu dem Kloſter, wo ich das Mädchen wußte —"

„Fiorina? Wie konntet Ihr das wiſſen?" rief Bernhard.

„Ein Bote, der mit Briefen nach Venedig unterwegs war, und von unſern Läufern aufgefangen wurde, hatte mit vielen andern auch ein Schreiben Filippo Diodati's an ſeinen Bruder, der in Venedig wohnt, bei ſich, und — da mein Name in dem

Briefe vorkam, so übergab ihn mir der Prinz, welchem sie alle vorgelegt worden.“ Eine leichte Röthe färbte Schlabrendorff's männliches Gesicht und er schien nach Worten zu suchen. „Gleichviel, was sonst in dem Briefe stand — das nur sage ich: das Kloster war darin genannt, in welches Fiorina gebracht worden war, und so erfuhr ich es und so konnte ich sie retten, als schon Feuer eingeworfen war und die Franzosen grausam d'rin hausten.“

„Wo ist sie jetzt?“ fragte Bernhard erschüttert.

„Ich weiß es nicht, so wahr mir Gott helfe!“ antwortete Schlabrendorff. „Sollt' ich sie bei mir behalten? Ich trug sie aus der Gefahr in die Klosterkirche, wohin sich viele gerettet und wo sie sicher war, ich stellte ein Paar meiner ehrenfestesten Knechte zur Wache davor und eilte dann, ihrer Mutter wegen, hinweg. Die fand ich nicht mehr und das Haus schon ausgeplündert — und als ich zurückkam, war auch Fiorina und alle, die in der Kirche gewesen, nicht mehr da. Welchen Ausweg sie gefunden, weiß Gott allein. Doch hab' ich seitdem und gestern erst von ihr eine Kunde erhalten. Ein Streifstrupp, der über den Montone, den Fluß dort zur linken, weit hinausgeschickt worden, war zwei Reisenden begegnet, und hatte sie, wie es Brauch,

nach allem ausgefragt, worauf Einer von ihnen, der Sohn, wie die Reiter glaubten, des Aeltern, seinerseits kecke Gegenfragen gethan, wo sie herkämen, welchem Herrn sie dienten — was unsere Reiter sehr belustigt, bis er sie nach mehrern Hauptleuten, deren Namen er wußte, gefragt, zuletzt auch nach mir. Da sie ihm gesagt, ich sei dabei, hat er ihnen für mich aufgetragen: „die Italienerin, die ich in Santa Chiara gerettet, bete noch immer für mich.“ Er schwieg, von Bewegung selbst ergriffen, und Bernhard wagte nicht, mehr zu fragen.

Da hörten sie draußen eine tiefe Stimme: „Ist Dein Hauptmann im Zelt?“ und gleich darauf trat Jakob von Embs ein, welchen auch Bernhard sogleich wieder erkannte. Der Oberst sah den Fremden groß und unmuthig an und auch, als dieser ihn bei Namen achtungsvoll grüßte, ihn an das Lager vor Brixen erinnernd, wurde sein Gesicht nicht freundlicher, er dankte Bernhard zwar, aber seine zerstreute Miene wie sein ganzes Wesen zeigten, daß ihm etwas schwer auf der Seele lag. Auch ließ er darüber keinen Zweifel: „Kommst Du mit mir, Fabian? Ich habe Dir etwas zu sagen,“ sprach er.

Bernhard wollte augenblicklich das Zelt verlassen, aber Schlabrendorff hielt ihn zurück. „Ihr

seid mein Gast, mein Zeltgenoß! Ich bitte Euch, bleibt. Heute und morgen lasse ich Euch nicht fort — wir haben noch viel miteinander zu reden. Nun, Jakob, ich komme."

Auch der Oberst gab Bernhard's Entfernung nicht zu: „Bleibt! Ich muß ihn mit mir nehmen so oder so," sagte er, dem Schlesier jetzt die Hand reichend. „Ihr kommt doch nicht etwa, um in unsere Reihen einzutreten?"

Die Frage, so gestellt, überraschte Schlabrendorff, und er fragte: „Warum sollt' er's nicht? Mir wär's die größte Freude, wenn er mein Waffenbruder werden wollte!"

„Vielleicht bald! entgegnete Bernhard. „Ihr wißt ja, daß ich dem Kaiser dienen will."

Da blickte Jakob von Embs wieder unruhig und finster und Schlabrendorff verließ mit ihm das Zelt, nachdem er seinen Gast gebeten hatte, sich zu längerm Bleiben einzurichten, für sein Pferd, das noch draußen gehalten wurde, solle schon Sorge getragen werden. Kaum waren die beiden Feldhauptleute draußen, als Jakob von Embs mit unterdrückter Stimme, so daß es keiner der in der Nähe befindlichen Krieger hören konnte, sprach: „Denke Dir! Eben ein Reichsbote: Der Kaiser beruft uns ab!"

Schlabrendorff fuhr zurück.

„Bei Strafe der Acht und Aberacht ſollen alle deutſchen Fahnen mit ihren Hauptleuten, Weibeln und Knechten ſofort vom Heere des franzöſiſchen Königs abziehen! Was thun wir?! Treue und Gehorſam dem Kaiſer, wie es deutſchem Blute ziemt! Aber unſere Waffenehre! Abfall von den Kriegsgenoſſen, an deren Seite wir ſeit Jahren ſo manchen harten Strauß beſtanden haben — am Tage vor der Schlacht vielleicht, denn morgen oder übermorgen haben wir ſie! Heißt es edel, ritterlich handeln, wenn wir den jungen Helden, der uns Deutſche ſo hoch hält, höher faſt als ſeine Wälſchen, wenn wir die tapfern Gefährten, den Bayard, den la Palice, den Alegre, Lautrec, und ſo viele verlaſſen, die auf unſere Treue, wie auf einen Felſen gebaut? Wenn ſie ohne uns beſiegt werden, wen trifft die Schmach? Uns! Was thun wir, mein Bruder?“ —

Neuntes Kapitel.

Die Schlacht von Ravenna.

Der heilige Oſterſonntag brach an, es war der 11. April 1512. Im franzöſiſchen Lager wurde Lärm

geschlagen, die Heertrompeten schmetterten zum Ausrücken. Vor dem höchsten und stattlichsten Zelte, wo das Hauptbanner mit den goldenen Lilien flatterte, hielt eine Schaar von dreißig der edelsten Ritter, welche der Prinz von Foix erlesen hatte, sein Gefolge zu bilden — sein Streithengst, mit Federbüschen und einer kostbaren Wappendecke in den Farben von Foix und Navarra geschmückt, welche fast die Erde streifte, wurde von zwei Knappen gehalten, die sein Feuer kaum zu zügeln vermochten. Jetzt trat Gaston aus dem Zelte, der offene gekrönte Helm, von leuchtendem Stahl mit goldenen Zierrathen, ließ sein blühendes Antlitz schauen, um dessen Lippen und Kinn der erste Flaum des noch nie geschornen Bartes sproßte; auch heute zur Schlacht trug er ‚seiner Dame zu Lieb' keinen Harnisch über dem reichen, fürstlichen Waffenrocke. Er grüßte freudig die versammelten Edeln, dann blickte sein leuchtendes Auge zur Sonne, die heute strahlenlos, ein blutrother Ball, im Osten aufgegangen war und fragte den Bastard von Chimay, der ihm zunächst hielt, was das Zeichen wohl bedeute?

„Ein hohes Haupt wird heute fallen," erwiederte der Bastard, „Ihr oder Don Raymon."

Der Prinz lächelte, saß auf und ritt, von

seinem Gefolge begleitet, zum Flusse, wo er eine Brücke für Fußvolk und Geschütz hatte schlagen lassen. Das war der Ronco, der sich mit dem Montone, beide bis Ravenna paralell strömend, unterhalb der Stadt, deren Mauern sie — jener südlich, dieser nördlich — umspülen, in der angeschwemmten Uferstrecke vereinigt, die in alten Zeiten der berühmte Kriegshafen der Römer war. Zwischen beiden Flüssen hatte der Prinz sein Lager gehabt, während das Entsatzheer seit zwei Tagen bis auf drei italienische Meilen herangerückt war und sich, mit dem linken Flügel an die Dämme des Ronco gelehnt, verschanzt hatte, statt sich mit der Besatzung der Stadt durch den Urwald von Pinien, welcher damals noch südlich jener Versandung sich hinzog, in Verbindung zu setzen und frisch zum Angriff zu gehen. Dieser wurde, auf Graben und Wall vertrauend, den Franzosen überlassen. Der Vizekönig hatte durch einen Trompeter den Prinzen von Foix zu einer Unterredung geladen, beide unter höflicher Wechselrede die Schlacht sich entboten und zum Zeichen die weißen Stäbchen zerbrochen, welche sie als friedliche Symbole mit sich geführt.

Während das Heer der Liga schon seine Schlachtordnung hinter den beiden, durch einen breiten

Zwischenraum getrennten Gräben angenommen hatte, ritt Gaston langsam am Ronco hinauf, den Uebergang der Seinigen auf das freie Feld zu beobachten. Jenseit des Flusses sprengte ein kleines Geschwader von spanischen Helmen an. Eine wunderliche Reitergestalt führte sie, wie ein Kobold, zwerghaft und verwachsen hinter dem Schwanenhalse des andalusischen Hengstes kaum zu bemerken — aber weit bekannt, geachtet und auch gefürchtet von Freund und Feind: es war Don Pedro de Paz, welcher sich vor zwanzig Jahren bei der Eroberung von Granada, der Maurenstadt, die Gunst Gonsalvo's de Cordova, den die Geschichte den gran capitan genannt, erworben hatte. Auch den Franzosen war der Zwergritter, bei dem Ruhme seiner Tapferkeit und Klugheit, wohlbekannt und Bayard ritt hart an das Ufer, mit ihm höfliche Worte nach der Courtoisie jener Tage auszutauschen, nachdem gegenseitig versprochen worden, nicht die Armbrust, welche die Reiter am Sattel führten, zu gebrauchen. Don Pedro fragte, wer der Ritter in dem prachtvollen Aufzuge ohne Harnisch sei, und als ihm Bayard erwiedert: „Gaston ist es, vom Hause Foix, Eurer Königin Geomaine Bruder," beugten alle Spanier vor dem jungen Fürsten die Kniee, nannten sich, vorbehaltlich ihren König, seine

getreuen Diener und beklagten, daß nicht Friede zwiſchen ihren Königen ſei, um ihm ihre Achtung durch die That zu beweiſen. So harmlos war das Vorſpiel!

Ernſter nahm es ſchon der erſte Streithaufe, aus den deutſchen Landsknechten gebildet, welche, ſechstauſend Spieße ſtark, in dichtgeſchloſſener Maſſe über die Brücke drängten. Sie waren alſo doch geblieben, der Abmahnung ihres Kaiſers zum Trotz? Deutſches Herzblut, das im ſechszehnten Jahrhunderte in allen Kriegen Europa's floß, weil die Wehrhaftigkeit und Wanderluſt im Volke immer neue Schaaren aus der Heimath zur Ferne trieb, das goldene Glück zu erjagen, deutſches Herzblut ſollte auch hier wieder für eine fremde Sache vergoſſen werden? In dem furchtbaren Zwieſpalte, wo des Kaiſers Spruch, wie der Pakt mit dem jetzigen Kriegsherrn, deutſche Treue anrief, hatte Jakob von Embs, auf deſſen Haupt die ganze Verantwortung lag, ſich nicht allein ſeinem Freunde und Waffenbruder, ſondern auch den edelſten, in makelloſer Rittertugend ſtrahlenden Helden Frankreichs entdeckt. Ihren Bitten, ſie nicht zu verlaſſen, ihren Vorſtellungen, wie ſchimpflich das am Abende einer Feldſchlacht ſei, hatte er nachgegeben — er wollte dem

Kaiſer gehorchen, aber erſt am Tage nach der Schlacht! Den Hauptleuten blieb daher die Abberufung verborgen und die armen Knechte gingen mit gewohnter Freudigkeit in den Kampf, gelobten im Ringe auf die Anſprache der beiden Oberſten zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau für den Sieg am nächſten Samſtag zu faſten, verrichteten dann knieend ihr Schlachtgebet und warfen aufſtehend nach uralter Sitte mit den Händen Staub hinter ſich, wie der Pilger, der von allem theuren ſcheidet, den Staub von ſeinen Schuhen ſchüttelt.

Mit den Deutſchen zugleich waren, den Strom in ihrer Ungeduld durchwatend, auch zweitauſend Gascogner übergegangen und theilten ſich, rechts und links an jene ſich anhängend. Dann raſſelte das Geſchütz über die Brücke: ein reichgepanzerter Herr jagte voraus an die Spitze der Vorhut, die er befehligte. Das war Alphons von Ferrara, ſein dunkelgefärbtes Antlitz verrieth Geiſt und Kraft, die ſogar einer Lucrezia Borgia, ſeiner zweiten Gemahlin, grauenhaften Andenkens, gewachſen waren. Siebenhundert Hommes d'armes folgten. Hinter der Vorhut ordnete ſich das Haupttreffen, Fußvolk und Reiterei, dann kam die Nachhut, bei welcher ſämmtliche leichten Reiter waren.

Digitized by Google

Ein Schlachtbild vergangener Zeiten! Rollen wir es auf? Noch ſtrahlte das Ritterthum in ſeinem vollen Glanze, noch galt die perſönliche That, der Lorbeer mußte, Bruſt an Bruſt mit dem Feinde, errungen werden, aber ſchon brach die neue Zeit auch in der Kriegskunſt an und der Donner der Feuerwaffen, welcher ſeit zweihundert Jahren ſchon in Europa gehört worden war, machte zum erſtenmale bei Ravenna ſein volles Recht geltend. Man hat darum auch die Schlacht von Ravenna die erſte moderne Schlacht genannt. Es ſei ferne von uns, ihr durch alle Schrecken, welche ſie entfaltete, zu folgen, wie Bernhard von Linden, welcher es ſich zur Schande gerechnet hätte, ſie zu fliehen, wenn er auch nicht mit den Waffen in der Hand theilnahm. Der Sachſe, als er von ſeinem Geſpräch mit Jakob von Embs in großer Aufregung zurückkam, hatte ihm ſelbſt abgerathen — dem Kaiſer diene er hier nicht! Er hatte aber erwirkt, daß Bernhard ſich dem Gefolge des Prinzen von Foix anſchließen durfte, um der Schlacht wenigſtens als Zeuge beizuwohnen. Auch von den Thürmen und Zinnen der Stadt ſahen zahlreiche Menſchen hinaus, wo ſich zugleich Ravenna's Schickſal entſcheiden mußte. Nicht allzu fern von dem äußerſten linken Flügel der Franzoſen,

Digitized by Google

wo die reitenden Armbruſtſchützen das Horn der halbmondförmigen Schlachtordnung bildeten, ſtand eine dichte Gruppe von Pinien, gleichſam wie ein verlorner Poſten des erwähnten Urwaldes, der, einige hundert Schritt weiter, ſeine dunklen Schranken zog. Hier, wohlverſteckt und nicht beachtet, weilte auch ein Reiterpaar, nicht wie Krieger gerüſtet, nur für die Reiſe nothdürftig bewehrt. Zu ihnen mögen ſich unſere Leſer geſellen, um das furchtbar ſchöne Schauſpiel, das ſich nun eröffnete, in mildernder Entfernung zu ſchauen.

Das klarſte Sonnenlicht machte die Schlachthaufen, die ſich noch unthätig gegenüberſtanden, in ſüdlich ſcharfen Umriſſen erkennbar. Man ſah am Fluſſe die Geſchwader der Gepanzerten in beiden Heeren, die der Spanier hinter den Gräben dichter gedrängt, dann die Schaaren des Fußvolks in großen viereckigen Haufen, jeder von vielen Fahnen überwallt. Am hintern Graben konnten die beiden im Walde die Geſchütze der Spanier deutlich ſehen und neben denſelben eine Reihe von Karren, auf denen es von Waffen blinkte. Das war die Erfindung Pedro Navarra's, des Generaloberſten der ſpaniſchen Infanterie, durch welche er die Streitwagen der Alten wieder in das Leben zu rufen hoffte: Wagen,

Digitized by Google

von Speeren ſtarrend, mit Sicheln und Senſen an den Naben der Räder, mit kleinen Feuerröhren belegt. Horch! Der erſte Kanonenſchuß!

„Laß uns fliehen!“ bat der ältere der beiden Reiter.

Der jüngere hörte ihn nicht, ſein Auge hing ſtarr an der Rauchwolke, die den zweiten Schuß begleitete — und nun erdröhnte Luft und Erde von dem Donner der Geſchütze. Ein friſcher Wind wehte aber den Pulverdampf ſtetig nach den Flüſſen hin, ſo daß er nicht verhüllte, was ſich weiter begab. Der vorderſte Schlachthaufe drüben ſetzte ſich langſam gegen die Schanzen der Spanier in Bewegung. Auf einmal machte er wieder Halt, die Entfernung war zu weit, um zu erkennen, was er im wirkſamſten Geſchützfeuer litt. Man ſah nur die dunkle Maſſe unerſchütterlich halten. Das waren die Deutſchen, welche im Sturme die Schanzen zu nehmen gehofft und nun durch Gaſton's Befehl feſtgebannt ſtanden. Warum? Der feurige Feldherr hatte ſich gegen ſeine Ueberzeugung ſelbſt durch den Herzog von Ferrara, den Meiſter in der Kriegskunſt, bannen laſſen. Dieſer wollte aber zeigen, was ſeine Artillerie vermochte. Geſchützkampf denn von beiden Seiten zwei Stunden lang!

Digitized by Google

Auch die beiden Zuſchauer in den Pinien blieben wie feſtgebannt — der Vater hatte noch einmal leiſe den jungen Sohn, das war er ihm wohl! gemahnt, die Stätte des Schreckens zu verlaſſen, und ſich, da es vergebens war, in Geduld ergeben. Mußte er doch froh ſein, daß der Knabe nicht ſein Roß in die Schlacht hineintrieb. Begegnen konnte ihnen übrigens hier nichts — keine Kugel erreichte dieſe Stätte, und ſollte ſich Gefahr durch Verſprengte nahen, ſo ſah man ſie kommen und der nahe Pinienwald bot die ſicherſte Zuflucht.

Ein neues Ereigniß endlich! Hinter dem vorgebogenen Halbmonde der Franzoſen kam ein Gewirr von Reitern und Fahrzeugen in raſchem Laufe daher — es war Alphons von Eſte, der einen Theil ſeiner Geſchütze in Perſon hinter dem Fußvolke fort nach dem äußerſten linken Flügel führte, dort in der Flanke der feindlichen Stellung auffahren und dieſe nun von der Seite beſchießen ließ. Die Wirkung machte ſich flugs bemerkbar, man ſah, wie das ſpaniſche Fußvolk ſich auf die Erde warf, um die Kugeln über ſich hinwegfliegen zu laſſen und wie nun unter den dichten Reitergeſchwadern, in welche ſie verheerend einſchlugen, eine wachſende Bewegung entſtand. Freilich trafen ſie aus dieſer Seitenrichtung

Digitized by Google

auch verloren in die französischen Haufen — man hat den Herzog beschuldigt, daß er verrätherisch seinen Büchsenmeistern zugerufen habe: Zielet nicht lange! Frisch d'rauf! Feinde unsers Landes trefft Ihr überall!

Jetzt brach auf einmal das vorderste Reitergeschwader der Liga, dem Feuer zu entgehen, in das freie Feld hinaus, gegen den Befehl des Vizekönigs. „Sollen wir alle zugrundgehen durch einen Maranen?" hatte Fabrizio Colonna, der es führte, gerufen, als auf Pedro Navarra's Betrieb alles innerhalb der Gräben festgehalten wurde. Er spornte sein Roß über den Durchgang, den man frei gelassen, und seinem Geschwader folgte das nächste, so daß Don Raymon nichts übrigblieb, als seine gesammte Reiterei aus den Verschanzungen vorbrechen zu lassen. Von drüben stürmten sofort die französischen Geharnischten entgegen — das Geschütz verstummte.

Starr und bleich hatte der Knabe, der bei dem ältern Manne im Schatten der Bäume hielt, bisher hinübergeblickt, wo er doch in der Ferne nur die dunklen Haufen durch Zwischenräume getrennt bemerken, aber nicht wahrnehmen konnte, was sich bei ihnen begab — jetzt röthete sich seine Wange, funkelte sein Auge, als die gepanzerten Schaaren im

vollen Lauf ihrer Pferde den freien Raum, der zwischen ihnen lag, durchrannten, um sich im furchtbaren Zusammenstoß zu treffen, zu mischen — viel tausend Rosse! Zu unterscheiden war nichts in dieser Entfernung als ein Lichterspiel zahlloser Waffenblitze, ein wildes Wirren und Wogen der weit über das Feld sich verbreitenden Reiterschlacht: nur ein dumpfes Getöse klang wüst herüber. Wer nahe gewesen wäre, das Getümmel mit seinen Einzelkämpfen zu schauen, wie Helme und Panzer dröhnten unter den Hieben, Stahl an Stahl Funken schlug, Rosse sich bäumten, Reiter stürzten — darüber hin das brausende Gemisch von Freund und Feind und auf allen Gesichtern flammend die Kampfesfreude, die Begeisterung, die jedes frische Reitergefecht weckt! Da war noch einmal die volle Glorie des Ritterthums aufgegangen, wie alte Heldenlieder sie besungen haben, der Adel Frankreichs, Spaniens und Italiens rang um die Palme des Sieges und sie neigte sich dem jugendlichsten Ritter zu, der selbst im Schlachtgewühl Thaten der Bewunderung werth verrichtet: Gaston de Foix. Wie es geschah, konnten die athemlosen Zeugen von fern nicht schauen, aber allmälig löste sich das Reitergewirr, erst Einzelne, dann ganze Schaaren, zuletzt ein allgemeiner Schwarm,

Digitized by Google

ſtäubte die wilde Flucht der Spanier an den Schanzen vorüber — Verfolgung hinterd'rein! In wenig Augenblicken war das Feld geräumt und das Auge, das bange der freigewordenen Ausſicht folgte, ſah wieder die dunklen tiefen Maſſen des deutſchen Fußvolkes, das während der Reiterſchlacht unerſchütterlich ſeine Stellung bewahrt hatte. Es ſetzte ſich jetzt langſam von neuem gegen die Schanzen in Bewegung. Innerhalb derſelben konnte man wahrnehmen, wie ein ſtarkes Viereck, weiß leuchtend, da alle Knechte dieſes Soldhaufens weiße Waffenröcke trugen, dem Graben näher rückte, die vordere ſtärkere Maſſe der ſpaniſchen Infanterie zu unterſtützen.

„O nun laßt mich!“ rief der Knabe bebend.

„Du haſt mir geſchworen“ — entgegnete der ältere Mann und ergriff den Zügel des Zelters, auf dem der ſchlanke, todbleiche Knabe ſaß, damit er ihm, ſein Gelöbniß vergeſſend, nicht entfliehe.

Ach, hätte er ſehen können, was ſich begab, als die Deutſchen — wer anders konnte es ſein? — allen voranſtürmend, den erſten Graben überſchritten hatten! Wie würde er, ſich und ſein Leid, Vaterland, alles vergeſſend, im begeiſterten Gefühl aufgezuckt ſein! Nicht die Ritterſchlacht allein bot edle Bilder aus alter Zeit. —

Digitized by Google

Der Schlachthaufe der Deutſchen hatte beide Gräben trotz des Kugelregens überſchritten. Aus dem vorderſten Gliede, wo mit Jakob von Embs wiederum alle Hauptleute ſtanden, trat Einer heraus, der ſchönſte, der ſtärkſte Mann des ganzen Heeres, einen grünen Kranz auf dem Haupte: Fabian von Schlabrendorff. *) Er forderte mit lauter Stimme irgend einen ſpaniſchen Hidalgos zum Zweikampfe. Gleich nach ihm trat noch ein zweiter hervor, von ſchwäbiſchem Blut, geſchmückt wie er mit dem Kranze: Johann Spät von Pflümern. Zwei Spanier ſprangen aus der feindlichen Schlachtreihe, und alle Waffen ruhten, aller Augen richteten ſich auf den Doppelzweikampf, der an die Heldenzeit von Troja erinnerte. Lange blieb er zweifelhaft, dann ſank Johann Spät unter dem Jubelgeſchrei der Spanier, das aber ſchnell verſtummte, als ihr beſter Hauptmann, der ſich den Sachſen zum Gegner erwählt, von Schlabrendorff niedergeſtreckt wurde. Gleich darauf donnerten wieder die Feuerſchlünde und Hakenſchützen der Spanier; Jakob von Embs reichte dem in das Glied zurücktretenden Waffenbruder die Hand und

*) Geſchichtlich.

führte nun seine Deutschen zum Nahkampf: die alte Freudigkeit lebte aber nicht in ihm, seit er des Kaisers Gebot verachtet, er war sich des Unrechtes bewußt, das lähmte das Vertrauen auf Gottes Schutz und seine eigene Kraft und er wußte nichts besseres zu thun, als allen voran sich in die Feinde stürzen, wo er im Zweikampf mit einem spanischen Hauptmann Zamudio den Tod fand. Seinen Fall sah Fabian von Schlabrendorff: mit beiden Händen faßte er den Schaft seiner Hellebarde, nahm sie quer vor und warf, seine volle Riesenkraft gebrauchend, mit der Länge der Stange sechs Mann zu Boden, um eine Gasse für die Seinigen in den feindlichen Schlachthaufen zu sprengen — wie einst Arnold von Winkelried gethan bei Sempach. Dann Brust an Brust!

Die zitternden Hände faltend, aber keinen Blick zum Himmel gehoben, keinen Gedanken zum Gebet, hatte der schöne Knabe in starrer Verzweiflung den Ausgang des Kampfes abgewartet; endlich schien er zu Ende zu sein! Auch der Platz hinter den Gräben wurde lichter, Reiterhaufen sprengten, wie es schien, mitten unter das Fußvolk, und nach einer Weile zog sich nur noch ein schmaler dunkler Streif von Kriegern längs des Ronco stromauf, offenbar im Rückzuge. Die Franzosen hatten gesiegt — ein tiefer

Digitized by Google

Seufzer, von einer Verwünschung begleitet, entrang sich der Brust des ältern Mannes, dann bat er: „Nun komm, mein Kind! Es ist alles vorüber!“

Alles vorüber! Dieß Wort schien den Knaben aus seinem Starrkrampfe zu wecken: „Ich muß!“ rief er plötzlich, griff in die Zügel und jagte, ehe es der Begleiter hindern konnte, aus den Pinien hervor, querfeldein!

Das war zu der Zeit, als die Schlacht allerdings gewonnen war und Gaston de Foix, in Siegesfreude strahlend, den schweren Helm vom Haupte genommen, dem Bastard von Chimay, der ihm wieder begegnete, lachend zurief: „Nun, Meister Schwätzer, leb' ich noch?“ — „Ah doch,“ versetzte der Bastard ernst, „es ist noch nicht abgemacht.“ In diesem Moment, der an Julius Cäsar und die Idus des März erinnert, wo er auf dem Gange zum Kapitol den Seher, der ihn gewarnt, in gleicher Weise verspottete, wurde dem Prinzen gemeldet, daß zweitausend Spanier in geschlossener Ordnung unbezwinglich vom Schlachtfelde den Rückzug anträten. „Meinen Helm!“ und ohne viel Reiter zu sammeln, stürmte Gaston mit kaum zwanzig, die ihm folgten, den Abziehenden nach. Zwischen Wall und Damm längs des Ronco war nur ein schmaler Weg, in welchem die lange,

Digitized by Google

tiefe Kolonne mit vier Mann Front marſchirte; Kerntruppen waren es noch, alte verſuchte Banden, welche ſofort dem nachſetzenden Häuflein die Stirn boten und mit gefälltem Speer die Ritter, welche nur einzeln anſprengen konnten, erwarteten. Mehrere ſtürzten am ſteilen Damme, den ſie hinaufreiten wollten — ein Hieb mit dem Beil der Hellebarde ſchlug dem Roſſe des Prinzen in die Kniekehle und brachte es zu Fall.

„Um Gott!“ ſchrie Lautrec den hinzuſtürzenden Spaniern zu. „Es iſt Gaſton de Foix! Der Bruder Eurer Königin!“ — Sie hörten ihn nicht. Ein Speer durchbohrte die Bruſt des jungen Helden, welche kein Harniſch deckte: ſeine kurze ſtrahlende Laufbahn war beſchloſſen.

Zehntes Kapitel.

Ein ſchöner Tod.

Ein trüber Morgen folgte der ſternhellen Nacht, welche ſich über Ravenna und die Flur, wo das ſiegreiche Heer um ſeinen Feldherrn trauerte, wohl-

thätig gelagert hatte. Die Sonne war schon aufgegangen, aber ihr Strahl vermochte die Nebel im Osten, die von der Niederung am Meere aufstiegen, nicht durchzubrechen. In der Stadt hatte man schon gestern Rath gepflogen und sich in die unvermeidliche Uebergabe gefügt, auch im französischen Lager vereinigten sich heute die Führer, um einstweilen, bis der Königs Wille bekannt würde, einen Oberfeldherrn zu wählen und zu beschließen, wie der Sieg zu benutzen sei. Die Krieger waren unterdessen auf dem Felde bei dem ernsten und traurigen Geschäft, welches dem Tage nach der Schlacht zusteht.

Am Ronco unweit der Brücke, auf welcher das Heer Gaston's den Fluß überschritten hatte, lag eine Mühle, von blühenden Bäumen umgeben. Das Getriebe stand still, halb zerbrochen blickte das Rad über das Wasser — Müller und Knappen waren längst entflohen. Aber vor dem Hause war es nicht einsam — eine Gruppe von drei Personen stand unter den Bäumen und schien in tiefem Schweigen nach der niedern Thüre, welche in das Haus führte, hinüberzulauschen; in einiger Entfernung sah man einen gedrängten Trupp von Kriegern, sie hatten ihre Spieße in die Erde gestoßen, und waren

ebenfalls still, nur selten wechselten sie ein leises Wort oder eine Frage.

„Daß auch die besten das Loos trifft!“ hörte man.

„Was haben wir nun!“ sagte ein anderer. Alles schwieg. In diesem Augenblicke mochten die armen deutschen Knechte wohl fühlen, daß sie besser in der Heimath geblieben wären, ihre Kraft und ihr Blut nicht Fremden zu opfern. Aber solche Anwandlungen gingen immer schnell vorüber.

Die kleine Pforte öffnete sich: ein Greis im geistlichen Gewande trat heraus. Ihm entgegen eilte der jüngste und schlankste von den dreien, welche vor dem Hause weilten. — „Wie fandet Ihr ihn, hochwürdiger Herr?“ fragte er mit banger Stimme.

„Wie es einem Christen geziemt,“ antwortete der Kaplan ernst.

„Ihr habt nicht blos Balsam für die Seele — man hat mir gesagt, daß Ihr auch ein Arzt seid. Vermag Eure Kunst nichts? — O rettet, rettet ihn! Ich bin nicht arm, wie ich scheine, ich besitze noch viel Schätze, sicher geborgen in treuer Hut. Nehmt sie, nehmt alles, was ich habe, nur rettet ihn!“

„Habt Ihr ihn so lieb?“ fragte der Kaplan mitleidig.

„Ich liebe ihn mehr als mein Leben! Ich ver-

lange nichts mehr auf Erden, nur daß er gerettet werde — nicht für mich! Ich habe keinen Anſpruch auf ihn — ich will mein Antlitz verhüllen und gehen, wenn er gerettet iſt! Hochwürdiger Herr, wollt Ihr Euch nicht erbarmen?“ —

Der Geiſtliche war erſtaunt und beſtürzt über die Glut und Leidenſchaft, welche ſich ihm hier offenbarte — der irre, flehende Blick, der auf ihn gerichtet war, machte ihn zweifeln, ſanft ſuchte er ſeine Hand, welche der Knabe ergriffen hatte, zu befreien, und ſein Auge richtete ſich fragend auf die beiden andern, deren Gegenwart der Verzweifelnde gar nicht zu beachten ſchien. — „Laßt mich zu ihm!“ rief dieſer plötzlich.

„Ich bitte Dich bei allem, was Dir heilig iſt, faſſe Dich!“ bat der ältere, ein Mann mit einem klugen, ſcharfgezeichneten Geſichte. „Willſt Du die letzten Augenblicke eines Sterbenden trüben?“

„Der Verwundete wünſcht Euch zu ſprechen, Herr!“ wandte ſich der Kaplan zu dem dritten, welcher ſchweigend, aber umſo tiefer erſchüttert, zugehört hatte. „Euch, Herr Bernhard von Linden.“

Bernhard gehorchte, indem er einen ſtummen, bittenden Blick auf den Zurückbleibenden warf, der

nun die tonlose Frage an den Geistlichen richtete: „Wie lange kann er noch leben?“

„Gott allein hat die Sandkörner für jeden gezählt,“ erwiederte der Kaplan. „Doch hoffe ich, bis zum Abend.“

Da gab der Knabe den leisen Bitten des ältern Mannes, mit welchem wir ihn schon unter den Pinien am Schlachttage gesehen haben, Gehör und ließ sich seitab führen, wo er sich mit ihm auf den Rasen setzte. Der Geistliche ging zu den Knechten, die ihn voll Ungeduld erwarteten, um über den Zustand ihres geliebten Hauptmanns zu hören: der Kaplan gehörte zu ihnen, er war zu dem Regimente Jakobs von Embs als Seelsorger berufen worden, als dieser seine Fahnen in Tirol geworben hatte.

Bernhard trat in die Hütte. Er hatte, als der Kampf des Fußvolks mit der Niederlage der Spanier geendigt hatte, das Gefolge des Prinzen, das er auch in das Gedränge geführt, verlassen, um nach denen zu fragen, die ihn angingen, hatte den Tod der beiden Obersten, Embs und Freiburg, und vieler Hauptleute erfahren und auf einer Bahre von Spießen, zum Tode verwundet, auch denjenigen getroffen, den er vor allen suchte und den seine Knechte nun, da er noch lebte, vom Schlachtfelde zurück nach der Mühle

trugen, die ſie beim Uebergange über den Ronco bemerkt hatten. Hieher war er ihm gefolgt, hatte ihm ein Lager bereiten und den Verband anlegen helfen, den der herbeigerufene Kaplan, welcher zugleich die Heilkunſt übte, verordnete. Hieher hatten wenig ſpäter auch die Knechte vom Schlachtfelde einen andern gewieſen, welcher überall wie in Todesangſt nach dem Hauptmanne, den jeder im Heere kannte, gefragt, und mit ihm war der ältere Mann gekommen, welcher ihn durch ſtets erneuten Zuſpruch zu beruhigen ſuchte. Welch' ein Wiederſehen, als beide mit Bernhard von Linden vor der Mühle zuſammentrafen! Sie hatten ſich verſtändigt, hatten dann die Nacht unter den Bäumen durchwacht, aber nur Bernhard war zu dem Verwundeten, der bei vollem Bewußtſein war, in die Hütte gegangen, wo der Kaplan nicht von ſeiner Seite wich. Am Morgen hatte der Kranke dann zu beichten und die heiligen Sakramente verlangt, und, ehe ihm die letzte Wohlthat der Kirche geſpendet werde, Bernhard zu ſich entbieten laſſen, dem er viel zu ſagen habe.

Fabian von Schlabrendorff — in Fülle der Kraft haben wir ihn zuletzt geſehen, ſeinen Tapfern den Weg zum Siege bahnend, wir finden ihn auf den Tod verwundet in der verlaſſenen Mühle wieder.

Digitized by Google

Doch bewährte ſich ſeine Heldenkraft auch noch hier; kein Zeichen, als nur die Bläſſe auf ſeinem ſchönen Antlitze verrieth, daß es mit ihm zu Ende und auch ſeine Stimme hatte noch guten Klang, als er den Eintretenden willkommenhieß. — „Setze Dich zu mir," ſagte er, wenn auch langſam, doch klar und zuſammenhängend. „Ich habe gebeichtet, werde das letzte Sakrament empfangen und bin bereit. Mein Herz iſt leichter — doch will ich es ganz ausſchütten — zu Dir, Wanda's Sohne."

Bernhard hatte dicht bei ihm platzgenommen und bat ihn, ſich nicht durch Sprechen aufzuregen.

„Es regt mich nicht auf, es thut mir wohl. Du gehſt von hier nach Hauſe zurück, zu — Deiner Mutter, zu allen! Gehſt Du nicht? — O verſprich mir das! In der Ferne kein Glück — ſuch' es Dir auf deutſcher Erde. Sag' es auch meinen treuen Knechten — ſie finden in der Fremde nur Elend und Wunden und ein namenloſes Grab, wie ich. — Hörſt Du, Bernhard? Und nun — ich will Dir alles ſagen; wohl dachte ich, daß es mit mir begraben werden ſollte, aber ich ſterbe leichter, wenn ich es Dir ſage, Du biſt Wanda's Sohn."

Von der Ahnung ergriffen, die ihn ſchon bewegt hatte, ſeit er mit Schlabrendorff wieder zuſam-

mengekommen war, bat ihn Bernhard, die Vergangenheit ruhen zu laſſen, wie auch ſeine Mutter oft gegen ihn ausgeſprochen habe.

„Ruhe kann ich nicht finden, wenn ich Dir nicht alles ſage. Sei ſtill, höre mich an, unterbrich mich nicht. Hab' ich eine große Sünde begangen, ſo bitte ich ſie um ihre Verzeihung durch Dich: mag ſie mir vergeben, daß ich ſie ſo heiß, ſo unausſprechlich geliebt habe — und noch im Tode lieben muß, wie reuig ich auch meine Schuld gebeichtet habe. Ich kannte ſie nicht, als ich mit Chriſtine das Verlöbniß ſchloß — o Deine Schweſter war ſo reinen Gemüthes, ſo trefflich, herzgewinnend für alle, die ihr nahten, ich hatte ſie wahrhaft lieb, und meine Verwandten wünſchten den Bund, Dein Vater war mir auch freundlich und alles ſchickte ſich, da ſprach ich, raſch wie ich war, das Wort und erhielt die Zuſage — wie war ich zufrieden in meinem Herzen! Wanda — Eure Mutter ſag' ich, war zu der Zeit abweſend zu einer Feier bei ihren Eltern, zur Jubelfeier ihrer Hochzeit, wie ich glaube, ſie blieb ſehr lange in Polen — und als ſie zurückkam, fand ſie mich als Bräutigam ihrer Tochter und ich lernte ſie erſt kennen." — — Hier ſchwieg der Verwundete und an den unruhigern Athemzügen konnte Bern-

hard wahrnehmen, wie ihn doch die Erinnerung mächtig angriff. Er ſuchte alſo, wie ſehr ihn ſelbſt auch die Enthüllung, die er mit klopfendem Herzen erwartete, betraf, die weitere Aufregung zu verhüten.

„Ihr dürft nicht mehr ſagen, ich weiß nun alles,“ ſprach er beſchwichtigend.

„Ahnt Ihr es auch, o dann könnt Ihr doch nicht ermeſſen, was ich gelitten habe, wie ich oft nahe daran war, wahnſinnig zu werden oder meinem Leben ein Ende zu machen! Ich ſuchte mich zu betäuben, ich ſtürzte mich in das tolle Treiben des jungen Adels am Hofe des Königs und auf den Landſitzen — mein Wort wollte ich um jeden Preis halten, aber ich vergaß, wie ich durch mein Thun Chriſtinen's reines und lauteres Gemüth, das kein Falſch und keine böſen Gedanken kannte, betrüben mußte. Sie machte mir Vorſtellungen — denn wir verlebten den Winter zuſammen in der Königsſtadt, wie es Eurer Mutter Wunſch geweſen war. Ich ſuchte mit Chriſtine darüber zu ſcherzen und verletzte ſie dadurch nur noch mehr — ſtreng und klöſterlich erſchien mir nun ihr Weſen, ach! und wenn ich Vergleiche anſtellte mit jener lebensvollen Friſche, der Heiterkeit und edlen Freiheit im Umgange — — welchen alle Männer bezaubert

ihre Huldigung brachten und welche ſie alle doch mit einem Blick, oft lachenden Mundes, in ehrerbietigen Schranken hielt — Bernhard! und dennoch wollt' ich mein Wort halten. Da kam die dunkle Stunde, in welche erſt Licht durch Eure Botſchaft mit dem Ringe —" er machte eine Bewegung mit der Hand nach der Bruſt, wo er den Ring ſeitdem trug, aber der Schmerz der Wunden erwachte dadurch und ließ ihn einen Moment innehalten. Kräftiger, als bezwinge er ſich, fuhr er dann fort.

„Es war ein Feſt im Schloß — Tanz und Spiel und wildes Gelage, das die Frauen dann vermieden. Ich ſprang endlich auf, das Treiben war mir plötzlich zuwider — ich wollte die andern Gemächer ſuchen, wohin die Frauen ſich mit wenigen ältern Herren zurückgezogen hatten; mir brannte das Hirn, in dieſer Stunde trat auf einmal mein ganzes Unglück vor mich hin und wie ich im einſamen Gange aufſchaue, ſteht, die Maske vor dem Geſicht, wie zum Heimgange in kalter Nachtluft ſchon gerüſtet, eine Frau vor mir. „Euch ſuche ich!" klang die Stimme, die ich zu kennen glaubte, und eine weiße Hand ohne Handſchuh, ſtreckt ſich mir entgegen. Chriſtine! ihre Stimme und Geſtalt, dieß Wort — ſie wollte mich aufſuchen, ehe ſie ging,

mich warnen, abmahnen — ich bedachte nicht, wie solcher Schritt ihrem Sinne widersprach, ich fühlte in diesem Augenblicke nur mein ganzes Unrecht gegen sie, faßte die schöne, weiße Hand, drückte sie an meine Lippen: „Geliebt!“ rief ich — und schlang meinen Arm um sie, wollte sie an meine Brust ziehen und ihr von neuem geloben — weh mir! was ich nicht halten konnte! Sie aber trat heftig zurück — wollte sprechen — da hört' ich Tritte, fremde Stimmen— sie eilte hinweg, mir blieb nur der Ring, den ich gewaltsam von ihrem Finger zog — zum Gedächtniß der Stunde! wie ich ihr zurief. O ich weiß nun, daß es nicht Christine gewesen! Am andern Tage lag es mir schwerer denn je, auf der Brust, und ein finsterer Trotz bemächtigte sich meiner Seele — ich kam in das Haus, wo Eure Eltern wohnten, ich begegnete zuerst Eurer Mutter, sie hatte nur einen Blick der Verachtung für mich, den ich nicht verstand, und verließ das Zimmer, ehe ich Muth zur Frage gewann — gereizt, aber doch im wildesten Rausche einer Leidenschaft, die jede Begegnung wieder steigerte, sah ich gleich darauf Christine eintreten: ruhig, streng — ich wähnte kalt. Was sie mir gesagt, war es eine Bitte, ein Vorwurf, ich weiß es nicht — daß ich sie beleidigt haben muß, ist

gewiß, eine Anspielung auf gestern vielleicht, wo sie mich im einsamen Korridor aufgesucht, der Ring, den ich ihr vorhielt — ich weiß nichts mehr. Sie hatte mich verlassen, der Ring war nicht mehr in meiner Hand, ich mußte hinaus in freie Luft, jagte mein Pferd halbtodt am Ufer der Moldau und als ich abends wieder in meine Wohnung kam, da fand ich Christinen's Brief, der mit mir brach. Ob es ihr schwer geworden, ich glaube es nicht — das rechte hatte sie gefunden, mit mir kein Glück! Seit der Zeit habe ich die Heimath wieder nicht gesehen!" —

Bernhard legte seine Hand auf die des Verwundeten und drückte sie leise — zu sprechen war ihm nicht möglich, und beide hatten sich nun auch wohl wenig mehr zu sagen.

„Kein Glück mit mir!" begann der Leidende wieder, aber nun mit schwächerer Stimme. „Nimmer hätte es eine andere an meiner Seite gefunden, auch wenn sich alle Hindernisse geebnet hätten — meine Liebe konnte ich ihr doch nimmer schenken, die ist ewig. Seht Ihr das arme Kind wieder — so segnet sie von mir —"

„Wollt Ihr es selbst?" — fragte Bernhard leise. — „Sie ist hier — vielleicht findet sie Frieden, wenn sie noch einmal Euch sieht —"

Digitized by Google

„Fiorina? — Sie ist hier!“ rief der Kranke tiefbewegt. „Verdiene ich soviel Treue! O laß sie kommen!“

Bernhard ging und mit ihm kehrte der bleiche, schöne Knabe zurück: Fiorina Diodati war es, wir haben sie längst in dem fremden Gewande erkannt. Unsichern Schrittes schwebte sie zu dem Lager des Todkranken, kein Gedanke irdischer Scham trübte in diesem Moment ihre reine Seele, sie kniete zu Füßen des Lagers nieder und küßte die Hand, welche sich schwach erhob, sie zu grüßen.

„Fabio!“ hauchte es von ihren Lippen und ihr Auge suchte in unaussprechlicher Angst das seinige.

Noch war es nicht gebrochen, ja es leuchtete wie in höherer Verklärung, und ein mildes Lächeln, das im Leben diesem kühnen Antlitz in seiner Heldenschönheit selten genaht war, zog wie ein Sonnenschein über seine Züge. Sprechen konnte er nicht viel mehr — er war erschöpft, aber er legte die Hand auf Fiorina's dunkles Haar und flüsterte: „Gott segne Dich!“

Da erschien auch des Geistlichen ehrwürdige Gestalt in der Thüre und hinter ihm wurden noch viel andere, dem Sterbenden bekannte und vertraute Gestalten sichtbar. Sein Auge leuchtete auf — „Laßt

Digitized by Google

ſie alle, alle kommen!“ ſagte er noch einmal mit klarer Stimme, und ſie kamen herein, die wenigen Hauptleute der Deutſchen, welche den Tag von Ravenna überlebt hatten, mit ihnen mehrere der franzöſiſchen Edelleute, welche den ſtarken, ſchönen Sachſen immer bewundert hatten, zuletzt in der Beſcheidenheit, die ſein ſchönſter Schmuck war, der edle Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, und hinter den Führern, ſoviel der Raum faſſen konnte, viel deutſche Knechte. Sie nahmen Abſchied von dem Waffenbruder und verließen ihn dann, damit er in Frieden von der Hand des greiſen Kaplans das letzte Sakrament empfangen konnte. Nur Bernhard und Fiorina und der Oheim, welcher ſie hergeleitet hatte: Marco Marani, blieben bei der heiligen Handlung zugegen und beteten für das Heil ſeiner Seele.

Eilftes Kapitel.

Letzte Kunde.

Mehrere Wochen waren ſeit dem Oſterfeſte vergangen, viele Verhältniſſe hatten ſich abgeklärt: alles war anders gekommen, als man erwartet hatte.

Digitized by Google

Wer hätte das geglaubt, nach dem furchtbaren Schlage, deſſen Kunde wie ein Erdbeben ganz Italien erſchütterte, ſo daß die Signoria zu Venedig im erſten Schrecken ſchon um jeden Preis den Sieger befriedigen wollte, daß die Kardinäle zu Rom den Pabſt in ſeiner ehernen Unbeugſamkeit beſtürmten, Frieden mit Frankreich zu ſchließen, daß in Neapel die Empörung der Barone für das Haus Anjou frech ihr Haupt erhob? Der Sieg, welcher ganz Italien den Franzoſen zu unterwerfen drohte, war ohne bedeutende Folgen geblieben.

Dieſe Verhältniſſe und warum ſie ſich ſo geſtaltet hatten, beſchäftigten die Gedanken eines Mannes, der zu heißer Mittagsſtunde, die Gluten nicht achtend, welche der Sonnenball vom wolkenleeren Himmel ausſtrömte, auf der höchſten Rundſtufe des uralten Baues ſtand, welcher noch heute Veronas Stolz iſt: der Arena. Vierzehn Jahrhunderte waren damals ſchon vorübergegangen, ſeit Antoninus Pius, wie man annimmt, dieß Rieſentheater, das zwanzigtauſend Menſchen faſſen kann, erbaute und das dunkle Granitgemäuer ſtand unverwüſtet, wie es noch heute, dreihundert Jahre ſpäter, auf ſeinen mächtigen Arkaden ſteht.— Auf dem höchſten der fünfundvierzig Steinkreiſe des Amphitheaters weilte der Fremdling an dieſem Tage

nicht zum erstenmale; man hatte ihn schon seit längerer Zeit fast täglich oben gesehen, wie er sich auch viel an andern Punkten der Stadt, vorzüglich auf dem engen ‚Herrenplatze,' wo die prächtigen Denkmäler der Signori della Scala stehen, blicken lassen. Manche schlanke Veroneserin hatte dem schönen Fremden durch ihren weißen, so kleidsamen Schleier einen Blick ihrer Feueraugen geschenkt, den der Blödsinnige, wie sie ihn dann schalt, nur nicht bemerkt hatte. In der That achtete er aber auf wenig, was außer ihm vorging, und wenn er fast täglich die Stufen in der Arena erstieg, so war es nicht, um sich der herrlichen Aussicht auf die blühende Ebene, das goldene Band der Etsch und die Stadt mit ihren Prachtgebäuden aus allen Jahrhunderten ihrer Existenz zu erfreuen, nicht des Fernblicks in die grüne Niederung, wo Mantuas schwimmende Reisfelder liegen und nördlich zu den schimmernden Alpenhöhen, mit ewigem Schnee bedeckt, sondern es war, um hier ungestört, wie ein Aar auf seinem Felsenhorste, sich selbst überlassen zu sein, bis endlich die Stunde der Erlösung aus dem Banne seines Versprechens, das ihn zu Verona festhielt, schlagen würde.

Sie schlug spät, aber sie überraschte ihn doch.

Digitized by Google

Er hatte an diesem Tage — es war Himmelfahrtstag — länger als gewöhnlich verweilt und sprang endlich von Stufe zu Stufe hinunter, als ihm aus einer der Arkaden vom Eingange her ein freudiger Ruf entgegenscholl.

„Muß ich Dich suchen von einem Ende zum andern in Wälsch-Bern? Und finde Dich hier, wie einen Athleten oder Gladiator in der Arena? Sieh mich nur nicht für einen Löwen oder ein anderes reißendes Thier an und falle mir auf den Hals — lieber um den Hals, Junge!“

Das waren deutsche, herzliche Klänge. Beide umarmten sich, froh des Wiedersehens, das sich nur allzulange für den Wartenden verzögert hatte. — „Ja, mein Bernhard,“ erwiederte der Alte und das herzliche Lachen, das noch soeben sein starkes, gutmüthiges Gesicht verzogen hatte, verlor sich gleich — „das war nicht zu ändern. Komm, ich erzähle Dir das im Gehen. — Ich war denn, Du weißt, beim Andrea Diodati in Venedig. Dort wollt' ich hören, was wir in Brescia nicht hatten erfahren können. Du suchtest das Heer des Prinzen Gaston auf, der nun gefallen ist, der junge königliche Held! wie auch unser armer Fabian Schlabrendorff — Gott schenke ihm eine selige Auferstehung! Du siehst,

ich weiß alles. Denn die Fiorina kam, als ich eben abreisen wollte, und die Tochter meines alten Freundes mußte ich erst geborgen sehen, das ist es, warum ich so spät nach Verona komme."

„Und ist Fiorina denn geborgen?" fragte Bernhard. „Sie war verschwunden, während wir den Entschlafenen die letzte Ehre erzeigten; geheimnißvoll, wie sie plötzlich mit ihrem Oheim erschienen war, ist sie auch wieder hinweggegangen, und da ich sie in bester Obhut wußte, hatte ich keinen Grund und kein Recht, weiter nach ihr zu forschen. Gott tröste sie! Wie habt Ihr sie verlassen? Sie ist doch in Venedig."

„Nicht mehr," erwiederte Haugwitz mit einem Seufzer. „Ihr sollt alles mit einemmal erfahren. Sie ist in einem Kloster oben in den Bergen."

„Freiwillig?" fuhr Bernhard auf.

„Aus eigenem freiem Willen, eigentlich jetzt gegen den Wunsch ihrer Verwandten in Venedig, die sie gern bei sich behalten hätten. Sie hat mir an Euch noch einen wahrhaftigen Gruß aufgetragen: Ihr solltet daran denken, was sie Euch in ihres Vaters Garten zu Brescia gesagt, als sie Euch das letztemal gesehen habe. Die heiligen Mauern gewähren kranken und gebrochenen Herzen eine Zu-

flucht — damals habe sie noch Kraft und Muth gefühlt, zu kämpfen mit der Welt, sich eine eigene Bahn, wenn ihr auch das Glück des Lebens versagt sei, wenigstens in Freiheit zu brechen, nun sei das alles vorbei und sie sehne sich nur nach Stille und Frieden. — Das hat sie mir für Euch gesagt, und was ich sonst über die Geschichten in Brescia erfahren habe, das weiß ich nicht von ihr, sondern von dem alten Marani und von einer Magd, die beim Diodati gedient und die ich auch noch von frühern Zeiten her kenne — sie hat mir manchen Labetrunk edlen Weines gebracht."

„Die Ragna? Sie ist gerettet und ihre Herrin, Frau Margherita?"

Haugwitz schüttelte traurig den Kopf. „Die konnte wohl so etwas nicht überleben."

„Wie?" rief Bernhard erschreckend. „Gott wolle nicht, daß ich Euch recht verstehe!"

„Nicht doch!" entgegnete Haugwitz. „Kein Mensch hat Hand an sie gelegt, noch weniger konnte eine solche Sünde, wie Ihr denkt, in ihren Sinn kommen, denn sie war eine fromme Frau. Aber sie hatte nicht Kraft, dem Unglück, wenn es über sie kam, zu widerstehen; schon, als Fiorina vorher vom Prinzen Gaston ausgezeichnet wurde, dann die Geschichten

mit den leichtfertigen französischen Herren und Fabian Schlabrendorff's Dazwischentreten mit allem, was daraus entstand, hatten sie die Unruhe und Sorge auf das Krankenlager geworfen — und als sie bei Fiorina's Rückkehr nun gar erfuhr, wie es mit dem Herzen ihres Kindes stand, da hat sie keine recht gesunde Stunde mehr gehabt, nun der Feind in der Stadt, ihr Herr unterm Thore gefallen, wie unverständige Menschen ihr gleich ins Haus geschrieen — wie sollte ihr da das Herz nicht brechen? Die alte Ragna hat sie mit dem Marani, der sich noch während des Kampfes eingefunden, nach der Ruine getragen, die kennt Ihr nicht, ein alter Cerestempel, dort haben sie sich versteckt, und kein Feind ist hineingekommen — was hätten sie unter zerbrochenen Säulen und Bergen von Schutt, wo nur Stechapfel und Brennesseln wachsen, gesucht? In der Nacht hat sich dann die treue Alte hervorgewagt und ihre todte Herrin auf den Gottesacker der nächsten Kirche gebracht, daß sie die geistlichen Herren, wenn es an der Zeit, in geweihter Erde begraben möchten — und mit dem Marani hat sie dann auf geheimen Schlupfwegen, wie viele, die Stadt verlassen."

„Wo aber hat Marani seine Nichte wiedergefunden?" fragte Bernhard. „Es war nicht Zeit,

mit ihm von vergangenen Dingen zu reden — ich weiß von unſerm gefallenen Freunde, auf welche Weiſe er Fiorina vor dem allgemeinen Schickſal behütet hat, wenn ich auch nur vermuthen kann, wie ſie dann aus der Stadt ſich gerettet, was gleichgiltig iſt. Aber wie hat ſie den einzigen ihrer Verwandten und die Ragna dann gefunden?"

„Das hat mir die Ragna auch erzählt. Die Menſchen, die aus der Stadt entflohen ſind, haben ſich in allen Richtungen, wo ſie den lauernden Reitern nicht in die Hände zu fallen glaubten, zerſtreut, ſehr viele ſind nach den Bergen und zu den Seen hinaufgeflohen, und auch Marani, weil die Ragna dort eine Schweſter hat, Ihr kennt ja die gute Wirthin aus der Perle am See von Iſeo, wohin ich Euch beſchieden hatte, das iſt ſie. Mit der Villa, die ich mir kaufen wollte, um meine alten Tage nicht unſtät zu beſchließen, iſt nun nichts geworden, doch was red' ich von mir! Die Ragna hatte alſo dem Marani vorgeſchlagen, dorthin zu gehen, wo ſie in aller Sicherheit beſſere Zeit abwarten könnten. Aber auch Fiorina war in dieſe Richtung verſprengt worden, hatte ſie auch wohl, da ihr die Ragna oft von ihrer Schweſter und von der hübſchen Wirthſchaft am See erzählt hatte, abſichtlich gewählt. Genug,

Fiorina war früher in der Perle gewesen als jene, und hatte der guten Padrona — doch das geht Euch nichts an, ich kann Euch davon nichts sagen, wenigstens jetzt nicht, vielleicht in Zukunft, so Gott will! Daheim, daheim!“

Bernhard sah ihn trotz des Antheils, der ihn nur auf die Thatsachen achten ließ, etwas verwundert an, da Haugwitz offenbar verlegen war und sich, wie es schien, festgeredet hatte. Er kam ihm aber unwillkürlich durch seine Bitte, ihm nur Fiorina's weitere Schicksale zu berichten, zu Hilfe.

„Ja, wenn ich sie gekannt hätte! Wenn Ihr nicht durch die Nachrichten in Gardone aufgehalten worden wäret! Ihr hättet mit ihr in eine Barke gerathen können, da der Cecco, der Sohn der Perlenwirthin, nur auf Euch wartete. Denn er brachte sie ja, da Ihr ausbliebt, herüber. In Knabentracht, die ihr eine mitleidige Frau unterwegs in einer Casina geschenkt, wie sie nachher der Ragna gesagt hat. O hätte ich gewußt, wer der bildschöne Knabe war, der so bitterlich weinte, als die Padrona zu ihm kam! Aber ich hatte sie ja nur als Kind vor vielen Jahren gesehen, und wie konnte ich das denken! Der Wirthin hatte sie sich entdeckt und ihr dann ein Pfand anvertraut — doch davon red' ich nicht,

der Filippo war aber ein vorsichtiger Mann und hatte für den äußersten Fall noch am Abende vor dem Sturm seiner Tochter selbst das beste hingebracht. Aber davon hoffentlich einmal später!“ Er sah den jungen Freund mit liebevollen Augen an, wie einer, dem das Herz überfließen will. „Denkst Du denn gar nicht mehr an unsere alte Schlesing?“ rief er.

Die seltsame Frage, welche so gar nicht in die Erzählung paßte, traf dennoch, eben weil sie unerwartet war, Bernhard, wie des Alphorns Klang den ausgewanderten Schweizer. Er sah die traute Heimath vor sich, all' die lieben Stätten, wo er einst ein glücklicher Knabe umhergeschwärmt oder als Jüngling sich seiner stillen phantastischen Welt hingegeben hatte, er sah die theuren Menschen alle und in ihres Kreises Mittelpunkt das holde Bild, dem nur ein Zauber der Selbsttäuschung, von den Sinnen geboren, durch den Reiz des fremdartigen und räthselhaften genährt, ihn eine Zeitlang abtrünnig gemacht hatte, das aber immer wieder — wir wissen es! — in seines Herzens Heiligthum aus den zerrinnenden Nebeln des Truggewebes leuchtend hervorgetreten war. So licht und lebendig in diesem Momente, daß er die Hand des alten Freundes er-

griff und bewegt ſagte: „O doch! Doch iſt ſie mir unvergeßlich, die alte Heimath, und ich denke an ſie früh und ſpät.“

„So laß die Ferne fahren!“ rief Haugwitz freudig. „Kehre mit mir um!“

„Das kann ich nicht!“ verſetzte Bernhard. „Wenn ich den meinigen helfen könnte, wenn ich den Eltern das verbrannte Haus ſchöner aufbauen, ſie in ſorgenfreie, glückliche Lage verſetzen, dem theuren Großvater auf dem alten Stammſitze wieder die Stätte bereiten könnte, und — — Dann, ja dann käme ich mit Euch! Aber —“

„Das kannſt Du, wenn Du nur willſt!“ rief Haugwitz mit leuchtendem Angeſicht. „Höre mich!“

„Nein, Herr von Haugwitz! Was Ihr mir auch ſagen wollt, meine Ehre gebietet mir feſtzubleiben. Ich ahne Eure großmüthige Abſicht, aber ich darf ſie nicht annehmen, es würde mich vor mir ſelbſt erniedrigen, würde mir das Gefühl nicht geben, das ich durch eigene Kraft zu erringen hoffe. Einſt komme ich zur Heimath zurück, ganz gewiß! Was ich in der Ferne erlebt, an Erfahrungen bitterer und trauriger Art gewonnen habe, das iſt für mein ganzes Leben von Wichtigkeit — davon ſollt Ihr Euch

überzeugen. Bis dahin verzeiht, wenn ich Euer edles Erbieten nicht annehmen darf."

„Ach Du lieber Gott, von mir, denkt Ihr?" ſagte Haugwitz, und ſich beſinnend fuhr er fort: „Wenn Ihr denn durchaus nicht wollt, Trotzkopf, Rath und Hilfe daheim nicht von mir annehmen wollt, ſondern lieber als ein großer und reicher Herr aus eigener Mache Eure Auffahrt in Läßnitz zu halten gedenkt, corpo di Bacco! ſo verſucht Euer Heil. Ich gehe nach Hauſe. Was Ihr mir aufzutragen habt, will ich beſtellen. In Prag ſehe ich wohl zuerſt den Landeshauptmann, Euren Herrn Großvater. Dem werde ich ſagen: Ihr ſeid zwar ſchon hoch in die achtzig, aber geduldet Euch nur noch ein dutzend Jahre, dann ſollt Ihr Euren Ehrenplatz wieder unter der alten Linde in Läßnitz haben."

„Das verdiene ich nicht!" verſetzte Bernhard von dieſer Wendung verletzt.

„Nein, wahrhaftig nicht! Das war dumm von mir — kränken wollt' ich Euch nicht!" rief Haugwitz. „Weiß der Himmel, ich bin ein ſchlechter Ambaſſador, verſtehe nicht zu unterhandeln und vergeſſe alle Augenblicke, was ich ſagen darf und was nicht! Es wird denn ſchon ſo am beſten ſein, Ihr geht

zum Kaiſer und ſucht Euren Weg zu Ehren und Glück, ich aber gehe nach Hauſe und beſorge das andere. — Mein alter Heinrich wird ſich freuen, wenn ich ihm von Euch erzähle, und die Frau Mutter auch; wenn ich kann, will ich auch meine Pathe Erdmuthe in Marienſtern beſuchen. Die Kleine, wenn ſie verheirathet iſt, wird ſich um mich nicht kümmern, die ſuch' ich nicht auf. Nun, Bernhard, Du ſiehſt ja immer finſtrer d'rein — biſt Du denn rachſüchtig geworden, wie ein eingeborner Italiener?"

Bernhard gab ihm die Verſicherung, daß er ihn nicht verkenne und ihm ſtets dankbar für ſeine Freundſchaft bleibe. Dann bat er ihn, wenn es irgend möglich ſei, ihm bald Nachrichten zukommen zu laſſen, wie er alles in der Heimath gefunden habe, bei ſeinem ungewiſſen Aufenthalt ſei es bisher ſchwierig geweſen, nun aber werde er vor der Hand dem Kaiſer folgen, an deſſen Hoflager ja fortwährend Botſchaften aus allen Theilen des Reiches kämen, ſo könne es vielleicht über Prag, wo der Großvater ſie vermitteln werde, geſchehen. Es koſtete Bernhard Ueberwindung hinzuzuſetzen: „Wenn Ihr einmal in Prag ſeid, bitt' ich Euch, doch nach meiner Verwandten Barbara von Linden zu fragen — denn — ich

Digitized by Google

möchte wiſſen, an wen ſie verheirathet iſt — und ob ſie glücklich iſt.“

„Möchtet Ihr das!“ rief Haugwitz. „Per Dio santo!“

„Was ſoll das heißen?“ fragte Bernhard, und ſein Antlitz erglühte.

„O Ihr verdient gar nicht — doch was hilft alles Reden! Ich hab' Euch ja ſelbſt in den Sattel geholfen, und Euch das heimtückiſche Thier gegeben, das Ihr nachher kennen gelernt habt, Ihr ſeid in alle Welt geflogen, wie das Vöglein, das Ihr der Bärbel geſchenkt, unterdeſſen iſt Läßnitz abgebrannt, was eine ſcharfe Aufſicht vielleicht verhütet hätte, die Eltern ſitzen auf dem Auszugtheil, der Großvater muß wieder zu Hofe fahren und die Bärbel hat vielleicht Einen genommen, den ihr junges Herzel halt nicht mag.“

„Wer konnte ſie zwingen?“ rief Bernhard.

„Und wenn ſie's nun gethan hätte, um dem Großvater wieder einen ruhigen Platz für ſein weißes Haupt zu ſchaffen? Was ſagt Ihr nun, junger Menſch?“

„Ihr wißt das?“ rief Bernhard außer Faſſung.

„Ich weiß nichts, auf mein Wort! Aber es könnte doch möglich ſein. — Das hilft nun alles

nichts mehr, ich will aber nachsehen und Ihr sollt Antwort haben, verlaßt Euch d'rauf." Er beobachtete den Freund, welcher verstummt neben ihm ging, eine Weile blinzelnd unter seinen buschigen Augenbrauen von der Seite, und ein Lächeln, das er zu verhehlen suchte, nahm mehr und mehr überhand. — „Wenn sie nun aber nicht verheirathet ist," sagte er dann, „wenn sie noch bei dem alten Herrn ist und ihn treulich pflegt, meint Ihr nicht, sie kann eher warten, wie ich vorher sagte, auf einen großen und reichen Vetter aus der Ferne, denn sie ist erst siebzehn Jahre alt, soviel ich weiß?"

„Wollt Ihr mein spotten?" entgegnete Bernhard, aber man sah ihm an, wie er durch diesen Gedanken in Aufregung gesetzt wurde.

„Sollte sie älter sein?" versetzte Haugwitz, ohne sich stören zu lassen. „Ich habe sie einmal gar für meine Pathe Erdmuthe oder wie Ihr sie nennt Christine gehalten, worüber ich mich noch schäme. — Schämt Ihr Euch, Bernhard!" fiel er plötzlich aus. „Gegen einen alten Freund hinterlistig, wie ein Stradiot! Warum sagt mir nicht offen, wie es steht? Bin ich der Mann, Euch zu verrathen? Oder helf' ich etwa nicht, wo ich kann?" — Sie hatten während ihres Gespräches schon längst das Haus erreicht,

Digitized by Google

wo Haugwitz seine Wohnung genommen hatte und standen noch immer, allen Vorübergehenden auffällig, welche ihnen finstere Blicke schenkten, da sie die fremde Rede nicht verstanden.

„Kommt herein!“ sagte der Alte jetzt. „Ihr sollt mir nun Euer Versprechen halten. Wenn alles hier sich entschieden, sollte ich erfahren, was Euch mit Schlabrendorff begegnet ist. Ich habe Euch erzählt, was ich zu erzählen hatte — nun ist an Euch die Reihe.“ — Bernhard folgte ihm in das Haus, und als sie im Zimmer allein waren, erinnerte er ihn daran, daß er seine Erzählung über Fiorina's Geschick noch nicht vollendet habe.

„Die ist bald zu Ende. Das arme Kind! In der Perle blieb sie zu Nacht bei der Wirthin, welcher sie zum Aufheben — ihr gerettetes gab; dann wollte sie auf gut Glück weiter, wohin? das hat sie nicht gewußt, meinte die Ragna, ich glaube es aber doch — sie war viel zu fest, nicht abzubringen nachher — Du lieber Gott! im Kloster ist sie am besten aufgehoben, nach allem, was sie erlebt hat. Aber da kam sie zu ihrem Oheim Marani, der am See ein Landhaus hat, sie wußte schon, daß er entkommen und die alte Magd ihm gefolgt sei — die Frau, bei der sie die Kleider gewechselt, kannte die

ganze Familie und der Marani mit der Magd war auf ſeiner Flucht kurz zuvor bei ihr geweſen. So kam Fiorina wieder zu ihnen. Dann, als das Heer der Franzoſen ſich nach der Einnahme von Brescia zerſtreut hatte, wollte Marani ſeine Nichte wieder nach Venedig bringen, wo ſie in der Familie Andrea's beſſer aufgehoben ſei als bei ihm, und ſie hatte das auch angenommen, aber nur, um unterwegs ihren Willen durchzuſetzen, nämlich den Mann, dem ſie nun einmal ihr Herz geſchenkt hatte, noch einmal zu ſehen, ihn zu ſegnen — wie ſie es durchgeſetzt und wieder in Knabentracht mit ihm den Reiſezug verlaſſen, mit welchem viele Menſchen den Weg nach dem ſichern Venedig genommen hatten, das weiß ich nicht, ebenſowenig, wie ſie die Spur des Heeres gefunden haben, denn die Ragna hatte bei dem Reiſezuge mit allen Habſeligkeiten bleiben müſſen. Daß ſie aber vor Ravenna gerade zur Schlacht gekommen ſind und was ſich dann weiter begeben hat, das wißt Ihr beſſer als ich. In Venedig fanden ſie mich dann, wie ich Euch geſagt habe, und ich — ich mußte mich noch zu beſondern Dingen verpflichten, die — die einmal künftig zu beſprechen ſind. Marani geleitete ſie von der Perle — ich meine, von Venedig aus, nach dem Kloſter in

den Bergen, das ſie ſich erkoren hatte, und ging dann auf ſein Landhaus zurück, wo er den Frieden abwarten will. Die Ragna, die einmal zu den Diodati gehört, iſt in Venedig beim Andrea geblieben. So iſt denn alles beſchloſſen und entſchieden und nun gebt Ihr mir, was Ihr verſprochen habt!“

Konnte ſich Bernhard dem Wunſche verſagen? Und war es ihm nicht eine Herzenserleichterung, ſich gegen den treuen Freund ſeiner Familie auszuſprechen? Vieles zwar, deſſen Zuſammenhang ihm ſelbſt dunkel war, blieb nur der Vermuthung überlaſſen, aber wie vieles bleibt uns ein dunkles Räthſel im Leben, weil es ſeinen Urſprung nimmt in der unergründeten Tiefe des Menſchenherzens!

Spät erſt wandte ſich ihre Unterhaltung auf die öffentlichen Angelegenheiten, welche nun für Bernhard von höchſter Wichtigkeit waren, da ſeine Zukunft ſich nach ihnen geſtalten mußte. Der Fall Gaſton's hatte die Benutzung des Sieges von Ravenna gelähmt; la Palice, welchen das Heer einſtweilen zum Oberfeldherrn gewählt und der Kardinal San Severino, der vonſeiten des papſtfeindlichen Konzils zu Piſa dabei war und ſogar in ſeiner rieſigen Geſtalt von Kopf zu Fuß in Stahl gepanzert an der Schlacht theilgenommen hatte, waren un-

Digitized by Google

einig über die nächsten Operationen: beide wollten befehlen, keiner sich fügen. Nach Süden hin wollte dieser rasch auf Rom marschiren, nach Norden hin jener vorerst das Land gegen den drohenden Einfall der Schweizer decken. Mittlerweile zogen auch die deutschen Landsknechte auf Befehl des Kaisers ab, nachdem sie in ihrer Ehrlichkeit noch sechs Tage ausgehalten, weil sie doch auf solange noch Sold bekommen hatten — echt deutsch! Nur ein kleines Häuflein, der Reichsacht trotzend, unter dem Grafen Emicho von Leiningen und dem rothbärtigen Hans von Brandeck, blieb zurück, um dreizehn Jahre später, nachdem es wieder zu einer starken Schaar angeschwollen war, auf dem Schlachtfelde von Pavia von den kaisertreuen deutschen Brüdern vernichtet zu werden.

Die Feinde Ludwig's XII. hatten Zeit gewonnen und damit alles. Kein Beispiel beweist so klar, wie von der Benutzung des Sieges erst dessen Erfolg abhängt. Schon war Neapel durch den Vizekönig von Sizilien, Don Ugo de Moncada, wieder gesichert, in Florenz bereitete sich der Sieg der Medici über die demokratische Partei, die zu Frankreich hielt, vor; die Franzosen waren bereits in eine defensive Lage, auf die Behauptung der festen Plätze,

Digitized by Google

gewiesen, und an demselben Tage, wo die beiden deutschen Freunde zu Verona über diesen schnellen Umschwung der Dinge ihre Ansichten austauschten, am Himmelfahrtstage, wurde zu Trient ein schweizerisches Heer von zwanzigtausend Mann gemustert, das dem Papste zu Hilfe zog und sich die Rächer des heiligen Kreuzes nannte. Der Kaiser hatte den Eidgenossen, die sich zu Chur gesammelt, den Weg durch das Engadin in das Reichsgebiet geöffnet. Da war denn Frankreichs Sache in Italien verloren.

Am andern Tage traten Bernhard und Haugwitz ihre Rückreise an. Dem Schweizerheere, von dessen Anmarsch sie unterwegs, noch ehe sie Ala erreicht hatten, Kunde bekamen, wichen sie seitwärts nach dem Monte Malaro aus und ließen die drei Haufen, in welchen es durch die Pässe aus Tirol herabzog, erst vorüber, ehe sie ihren Weg fortsetzten. Beide trennten sich bald, nachdem sie die Alpen überstiegen hatten: Bernhard nahm, seinem Vorsatze getreu, die Straße nach Augsburg, wo zur Zeit das Hoflager des Kaisers sein sollte, Haugwitz, nach herzlichem Abschiede, reiste gen Salzburg und weiter nach Linz. Welchem sollen wir folgen? Bernhard in die hochgehenden Wogen der Welthändel, an den Rhein,

Digitized by Google

nach den Niederlanden, in die ‚Sporenschlacht' *) von Guinegate, wo der Kaiser Maximilian im Silberhaar auf derselben Stelle siegte, auf der er einst als Jüngling glorreich gekämpft hatte? Manch' schimmerndes Bild könnten wir unsern Lesern bieten, von Ehren zu Ehren Bernhard von Linden begleiten, der Gnade des Kaisers ihn theilhaftig werden, sie mehr und mehr verdienen sehen. Aber aus der Ferne zur trauten Heimath folgen wir lieber dem redlichen Freunde, der sich viel Sorgen macht, wie er alles finden und ob es ihm gelingen werde, das Vertrauen, Fiorina's letztes Vermächtniß, als sie der Welt und ihrem Glanz entsagt, zu rechtfertigen.

Zwölftes Kapitel.

Die Heimath.

Der Sommer neigte sich zu Ende. Die Felder wurden schon leer, der Wind ging über die

*) Spottweise so genannt, weil die französischen Ritter, von Kaiser Max und dem Könige von England überrascht angegriffen, mehr die Sporen zur Flucht als die Schwerter zum Kampf brauchten.

Stoppeln. Aber es war eine geſegnete Ernte geweſen, die Scheunen vermochten den Reichthum nicht zu faſſen und überall ſtanden hochgethürmte Getreidehaufen, Miethen, Fehme, oder wie ſie provinziell genannt werden, im Freien. Das ſchöne Wetter, das die Ernte begünſtigt hatte, währte fort in den September hinein; Tag für Tag blitzte jeden Morgen reichlicher Thau auf allen Halmen und Blättern, die Sonne ging ſtrahlend auf und zog ihren flacher werdenden Bogen am kryſtallklaren Himmel, bis ſie im Niedergang die prachtvollſte Abendröthe hinterließ, deren farbige Lichter erſt ſpät erloſchen.

An einem ſolchen Tage war es, als längs der Oder, wo ſie im weiten, hie und da verſandeten Bette zwiſchen Weiden ihren Lauf durch mehrere Arme bezeichnet, ein Wäglein, landesüblich mit einer Decke von Leinwand überſpannt, langſam dahinfuhr. Zwei Perſonen ſaßen darin, kein Knecht, der Herr fuhr ſelbſt, und hinter ihm ſchaute eine Frau mit aufmerkſamen, aber nicht freudigen Blicken über die Felder hinaus.

„Von hier konnte man den Schloßthurm ſonſt ſchon ſehen," ſagte ſie mit einem Seufzer.

„Gib Dich d'rein, Wanda," erwiederte ihr Begleiter — „Es iſt nicht zu ändern."

Digitized by Google

„Doch wäre es zu ändern gewesen," versetzte sie, „mit etwas Entschlossenheit und Kraft zum Handeln. Aber ich will nicht mehr davon reden, Heinrich, Du hast Recht."

„Da ist das Mauerthürmchen — siehst Du's?"

Das kleine Thürmchen mit der Plateform, das zur Umschau in der Mauer aufgerichtet war, wurde im üppigen Hollundergrün sichtbar, zugleich aber bemerkte das scharfe Auge der Frau von Linden, daß ein Mann oben stand. Es mochte der künftige Besitzer von Läßnitz sein! Sie äußerte diesen Gedanken und wünschte die unangenehme Begegnung zu vermeiden. Aber ihr Gatte hatte nun schon in den festen Feldweg eingelenkt, welcher zu der Mauer und längs derselben zu dem großen Eingange des Herrenhofes führte, und wollte, soweit gekommen, nicht wieder umkehren. Sie hatten doch einmal den weiten Weg von ihrem jetzigen Wohnorte, dem Landgute ihres ältesten Sohnes gemacht, um von Läßnitz auf immer Abschied zu nehmen: sein Wunsch, sagte Herr von Linden, sei es nicht gewesen, sondern Wanda's, und sie habe ihn durchgesetzt, obgleich sie davon nur neue Bekümmerniß haben könne, nun müsse es, wie er sich echt schlesisch ausdrückte, ‚ausgetitscht werden bis zum letzten

Tröpfel.' Er machte seinem Verdruß durch einen Kreuzhieb auf das magere, polnische Pferd vor dem Wäglein Luft und im Trabe rollten sie der Mauer zu, wo der Mann auf dem Thürmchen nicht vom Platze wich.

„Wenn es der künftige Herr auf dem Stammsitze Deines Hauses ist, so wird er doch soviel Zartgefühl haben, uns aus dem Wege zu gehen, sobald er erfährt, wer wir sind."

„Ei warum denn? Von wem könnte er bessere Auskunft über Feld und Wirthschaft bekommen, ehe er den Handel abschließt? Ich bin neugierig, zu erfahren, wer es eigentlich ist."

Wanda seufzte schwerer als zuvor. Das war es eben, woran alles scheiterte! Wunderbar, wie oft der Frauen Seelenkraft und Seelenadel den der Männer überwiegt. Wir meinen damit nicht die heldenkühnen Frauen, deren Namen der Geschichte angehören: eine Gräfin Francesca, welche zu jener Zeit Mirandola für ihre Kinder vertheidigte, so daß sich der kriegerische Papst in Person gegen sie erhob; eine Katharina von Foix, des gefallenen Gaston Kusine, welche ihrem Gatten, als er schmählich sein Reich verlor, sagen konnte: „Wärst Du als Katharina geboren und ich als König Johann, so wären wir noch

König von Navarra" — viel andere könnten wir dann noch nennen. Wir haben aber Frauen in beschränktern Kreisen im Sinn, deren Geist nur im Hause und in der Familie wirken kann. Wanda Tarnowska, die Schwester des Kronfeldherrn von Polen, welche noch als halbes Kind an Heinrich von Linden, damals einen reichen und angesehenen Edelmann, verheirathet worden war, hätte nun ihrem Gatten ein ähnliches Wort und mit gleichem Rechte sagen können, als Katharina von Foix ihrem Gemahl. Aber sie schwieg und faßte nur den Fremden auf dem Gartenthurm, der sich schon benahm, als sei er Herr auf Läßnitz, schärfer ins Auge.

„Wie?!" rief sie plötzlich. „Ist das nicht Dein Erdmann Haugwitz?"

„So wahr ich lebe!" sagte Linden. — Sie fuhren heran, es war Haugwitz in der That, der sie von oben lebhaft grüßte und ihnen zurief, er werde gleich bei ihnen sein, worauf er verschwand. An der Einfahrt kam er ihnen dann ganz außer Athem entgegen, hatte auch schon einen Knecht bei der Hand, der sich des Pferdes und Wagens annehmen sollte. Das abgebrannte Schloß war zwar nicht wieder aufgebaut, aber Ställe und Scheunen, soviel die Wirthschaft erforderte, hatte der Sohn, welcher das

Stammgut zu dem seinigen noch übernommen, nothdürftig aufrichten lassen und so auch das nöthige Gesind im Lohn behalten.

„Wo kommst Du her, Erdmann? Wolltest viele Jahre wegbleiben, mit den Schwalben bist Du im vorigen Herbst erst weggegangen.“

„Und mit den Krammetsvögeln komme ich dieß Jahr schon wieder! — Gute Botschaft, Frau Gevatterin! Der Bernhard ist gesund — aber hier ist kein Ort zum Erzählen, kommt, der Pfarrer hat mich aufgenommen und wird auch seine Herrschaft gern sehen, ich meine, seine alte Herrschaft.“

Wanda konnte kaum erwarten, Nachrichten von ihrem Sohne zu erhalten, welchen Haugwitz nun gesehen hatte. Bei der weiten Entfernung war es damals, trotz des regen Handelsverkehrs, in welchem namentlich die süddeutschen Städte mit Italien standen, bei dem Mangel regelmäßiger Verbindungen überaus schwierig, Nachrichten aus der Fremde zu bekommen und ein einziger Brief, kurz vor Bernhard's Abreise nach der Levante geschrieben, war alles, das bis jetzt ihr Mutterherz von ihm erfreut hatte. Inhaltschwer für sie war jener Brief auch gewesen, da er ihr die Erfüllung ihres Auftrages für Schlabrendorff meldete, aber das Räthsel blieb noch immer

ungelöst und sie hoffte vielleicht heute mit der frohen Kunde von Bernhard's Wohlergehen mehr zu erfahren.

Beim Pfarrer, der sie mit großer Freude empfing, fand sich aber auch vorerst keine Zeit dazu, die Männer hatten soviel über andere Dinge zu reden! Wanda hörte in ihrer Ungeduld kaum, wovon die Rede war, bis ihr Gatte erklärte: es sei ihm ganz recht, daß er nicht mehr die Sorge der Wirthschaft habe, er sei alt genug, um sich Ruhe zu gönnen und wenn sein Sohn, welcher Läßnitz sehr niedrig angenommen, damit einen guten Handel mache, verdenke er es ihm gar nicht, daß er sich nicht die Last und Gefahr zweier Besitzungen aufladen wolle. Da erhob sich Wanda und trat zu den Männern.

„Dein Stammgut, das nie aus der Familie kommen sollte"— sagte sie lebhaft — „in fremden, wer weiß, in welchen Händen!"

„O — ich denke doch — es wird in recht gute Hände kommen — nicht wahr, Ehrwürden?" Haugwitz rieb sich die Hände und war augenscheinlich in Verlegenheit, so daß es Wanda auffiel.

„Ihr wißt, Herr von Haugwitz?" rief sie rasch. „Wer ist der Käufer?"

Digitized by Google

„Nun — es muß doch einmal heraus — ich, Frau Gevatterin!“

Sie sah ihn sprachlos, mit einem staunenden Blick des Unwillens an; ihr Gatte war wie versteinert.

„Ich, Frau Gevatterin! Ich, guter Heinerle! Sollt' ich's in fremde Hände kommen lassen? Seid doch nicht böse, liebwertheste Frau! Was habt Ihr gegen mich?“

„Aber, Erdmann! Du rennst in Dein Unglück! Hast Dich zeitlebens in der Welt herumgetrieben, verstehst nichts von der Wirthschaft! Und womit, womit willst Du's denn bezahlen? Ich weiß doch, was Du hast! Schuldig bleiben willst Du's doch nicht — das ginge nicht! Hast Du einen Schatz gefunden?“

Der Stein war vom Herzen, Haugwitz lächelte schlau. „Kannst Recht haben!“ versetzte er. Dann faßte er Wanda's Hand mit einem Drucke, der ihr wehthat und sah ihr treuherzig ins Gesicht. „Vertraut mir, wie mir auch der Bernhard vertraut und — andere. Ich denke, so ungeschickt ich bin und überall anrenne, doch meine Sache gutzumachen.“

„Dem Freunde meines Mannes wäre es geziemender gewesen, offen und ehrlich, nicht durch

einen Unterhändler zuwerke zu gehen," erwiederte sie. „Doch habe ich kein Recht, Euch deßhalb Vorwürfe zu machen und wünsche Euch alles Glück zur neuen Besitzung."

„O, o, Frau Gevatterin, wie klingt das? Ehrlich gehe ich zuwerke — offen soll's auch werden, wenngleich nicht heute und morgen. Hier — seid nicht böse! Ich habe einen Brief von Bernhard mit, Ihr sollt ihn aber lesen, wenn Ihr allein seid —" hier sah er über sich selbst betroffen seinen Freund an, und sagte: „Seht da, wie ich offen zuwerke gehe! Nimm's nicht übel, Heinerle, daß ich hinter Deinem Rücken mit Deiner Frau — — ich wollte sagen, der Bernhard ist nun beim Kaiser und Ihr sollt sehen, er kommt als großer Herr, zum Ritter geschlagen, mit Ehren überhäuft wieder und das soll ein Einzug in Läßnitz sein. Nicht wahr, Ehrwürden?"

„Ihr vergeßt, daß Läßnitz nicht mehr seiner Familie gehört," sagte Wanda. „Doch — ich danke Euch für Eure Nachrichten von meinem Sohne und bitte, gebt mir den Brief."

Er ging hinaus zu seinem Gepäck, ihn zu holen und Herr von Linden fragte unterdessen den Pfarrer, ob er von diesem Kauf etwas gewußt habe; dieser

Digitized by Google

hatte ihn jedoch erſt durch Haugwitz ſelbſt erfahren und äußerte, es ſei doch beſſer, daß das Gut in befreundete Hände gekommen.

„Lieber in ganz fremde," erwiederte Wanda, „daß wir nie wieder etwas davon hörten! Sehen werden wir es ohnehin heute zum letztenmale!"

„Ich begreife nur nicht, wo der Erdmann das Geld herhat!" ſagte Linden. Wenn er nur nicht denkt, weil er doch ein alter Freund iſt, daß wir ihm —"

Erdmann's Eintritt unterbrach die Gedanken ſeines Freundes, er brachte Bernhard's Brief ſauber eingewickelt in ein buntes, lombardiſches Tuch, das nach dem feinſten Wohlgeruch duftete. Wanda nahm ihn mit einem freundlichern Blicke als bisher, in Empfang und zog ſich, ohne zu entſchuldigen, was ſich von ſelbſt erklärte, in die Laube des Pfarrgartens zurück, um zu leſen.

Welche Gefühle ergriffen ſie bei den Mittheilungen, die dem Papiere anvertraut waren, weil Bernhard, Aug' in Auge mit der Mutter, nicht den Muth gehabt hätte, ihr alles zu ſagen! Wanda las — ein Zucken, eine flüchtige Bläſſe bekundeten den erſten Eindruck, welchen Schlabrendorff's Tod auf ſie machte, dann ſtieg plötzlich eine lichte Glut in ihr Antlitz,

Digitized by Google

als sei die Zeit der Jugend zurückgekehrt, war es die Röthe der Scham oder des Zornes oder erwachte eine andere Regung, welche sie einst siegreich bezwungen hatte, durch des Räthsels Lösung, die sie nie geahnt, wie durch einen Zauberspruch vom Tode erweckt? Sie ließ die Hand mit dem Briefe auf ihren Schooß sinken, die andere verhüllte ihre Stirn, auf welcher die Sorgen der letzten Zeit ihre Linien eingegraben, das Rabenhaar mit den ersten einzelnen Silberfäden vorzeitig durchsponnen hatten. Ihre schlanke Gestalt, welche dennoch immer die Anmuth der Jugend bewahrte, lehnte sich, wie sie nie gewohnt war, der Stütze bedürftig zurück — aber es war nur ein vorübergehender Moment der Schwäche. Unwillig über sich selbst richtete sie sich schnell auf und las, ihre Gefühle bezwingend, bis zu Ende.

„War es das, so hätte es ihn heiligen, nicht in wüstes Leben stürzen müssen — er war ein Mann, er konnte kämpfen und siegen — glaubte er wirklich, daß mein Kind ihn suchen könne, aller Weiblichkeit zum Hohn, wie konnte er sie kränken, mit frecher Rede ihr reines Herz beschimpfen! Im Wahnsinn!“ — So sprachen ihre Gedanken. Was sie selbst dabei unbewußt verschuldet, durch ihr heiteres, freies Wesen, wie es der Polin angeboren, durch ihren

Liebreiz im Gegensatz zu der Tochter, welche der Ernst und die Bekümmerniß um sein unbegreifliches Treiben nicht verschönten, das trat auch in diesem Augenblicke nicht zu seiner Entschuldigung vor ihre Seele, denn eben: sie wußte es nicht! Aber eine andere Sühne hatte er gefunden — und sie faltete die Hände.

Dann ging sie zu den Männern zurück, welche unterdessen eine Wanderung durch die noch im Schutt liegenden Räume des Herrenhofes gemacht und die Pläne besprochen hatten, welche Haugwitz für den schleunigsten Wiederaufbau gefaßt. Noch im Herbst sollte er soweit als möglich durch Werkleute, die schon aus allen Städten der Nachbarschaft bestellt waren, gefördert und im nächsten Frühlinge beendigt werden. Wanda fand das Gespräch darüber noch im vollen Gange und Haugwitz, so gern er gewollt hätte, konnte es nicht dämpfen, denn Linden interessirte sich zu sehr dafür. Er schnitt es endlich gewaltsam ab, indem er Wanda fragte, ob er nicht eine Bestellung nach Kloster Marienstern mitnehmen solle, da er den Umweg nicht scheuen werde, um auch seine Pathe Erdmuthe wiederzusehen. Daß die Frage, unmittelbar nach Bernhard's Briefe, Frau Wanda schmerzlich berühren müsse, fiel ihm erst ein, als er in ihr Gesicht

Digitized by Google

sah, doch war er zu wenig Menschenkenner, um etwas darin wahrzunehmen. Sie erwiederte, daß sie ihre Tochter bald selbst zu sehen hoffe und bat ihren Gatten, anspannen zu lassen, da es die höchste Zeit zur Rückfahrt sei.

„Aber Du hast ja noch gar nichts gesehen? Du wolltest den Garten, die Erbgruft —"

„Laß nur!" unterbrach sie ihn. „Ich habe Läßnitz im ganzen noch einmal gesehen und bin damit zufrieden."

„Ihr werdet es öfter sehen, immer sehen!" rief Haugwitz.

Sie reichte ihm die Hand und schüttelte sanft den Kopf — ihr ernster Wink bedeutete Linden, die Abreise zu beschleunigen, und es drückte dem ehrlichen Haugwitz fast das Herz ab, daß er sie scheiden lassen mußte, ohne ihr sein Geheimniß zu entdecken. Aber er hatte sich selbst ein zu theures Gelöbniß darauf gesetzt. — „Denke an mich, was ich Dir jetzt sagen werde," äußerte Linden unterwegs. „Der Erdmann mag zu dem Gelde gekommen sein, wie er will, genug, er hat Läßnitz — Kinder hat er nicht, er vermacht es unserer Christine, seiner Pathe."

Wanda verwarf diesen Gedanken, obgleich ihr selbst an Haugwitz, der sich wenig verstellen konnte,

Digitized by Google

eine gewisse Befangenheit, eine Art versteckter Freude aufgefallen war.

„Oder, mir fällt noch etwas ein!“ rief Linden. „Er heirathet unsere Christine.“

„Du träumst!“ entgegnete Wanda unwillig. „Christine!“ Was sie damit sagen wollte — Christinen's Sinn, ihr Herz, ihre Lebensansicht betreffend, die Unmöglichkeit, daß sie sich noch zu einer Verbindung entschließen, oder in einer solchen ihr Glück finden könne, ging dem Gatten verloren, der ausführlich seinen neuen Gedanken besprach und — nicht ganz Unrecht hatte. Dem guten Haugwitz war es wirklich einmal eingekommen, wenn er noch auf seine alten Tage, wie doch mancher gethan, heirathen wolle, wäre kein Mädchen, das er lieber zur Frau nähme, als seine Pathe; aber ihm war doch bei der Idee gleich so heiß geworden, daß er sie längst aus seinem Kopfe wieder verbannt hatte. Sonst würde er auch nicht so unbefangen von einer Reise nach Kloster Marienstern gesprochen haben. Er reiste übrigens vor der Hand erst nach Glogau, um bei der Kammer des Fürstenthums seinen Kauf in Ordnung zu bringen und noch ein anderes Geschäft zu einem glücklichen Ende zu führen, das ihm besondere Freude zu machen schien, denn er lächelte stets, wenn er daran dachte,

Digitized by Google

selig vergnügt vor sich hin. Die Kaufurkunde wurde in aller Form Rechtens ausgestellt, aber nicht auf seinen Namen, sondern auf den eines ganz andern, das blieb jedoch vor der Hand noch verschwiegen, denn es war ein Dokument, das er nur in gerichtliche Verwahrung niederlegte, während der zum Abschluß des Kaufes erforderliche Kontrakt, in welchem zugleich über den Empfang der baargezahlten Kaufgelder vonseiten des Empfängers quittirt wurde, allerdings seinen Namen trug. Jene zweite Urkunde war also vielleicht eine Zession, ein Vermächtniß oder gar eine donatio inter vivos, wie Juristen sagen, ein Geschenk bei Lebzeiten, das später erst in Kraft treten sollte. Haugwitz wußte, daß er darin nicht vorsichtig genug zuwerke gehen konnte — stolz ausgeschlagen wollte er es doch nicht sehen.

Geschäfte mit der lieben Justiz lassen sich nicht so schnell abmachen, als der einfache Menschenverstand in seiner Mißachtung des mit Ornamenten überladenen Rechtsgebäudes wohl glaubt. Auch Herr von Haugwitz sah das bald ein, und fand deßhalb gleich in den ersten Tagen Muße, an sein zweites kühnes Unternehmen zu gehen. Der Landeshauptmann von Linden fuhr nicht, wie er Bernhard vorgehalten, auf dem Hradschin zu Hofe, wohnte überhaupt nicht

Digitized by Google

in Prag, wo er nur eine kurze Zeit ſich aufgehalten hatte, um perſönlich beim Könige, welcher gerade in Böhmen war, das er nur allzuſehr um Ungarns willen vernachläſſigte, einen alten Anſpruch ſeiner Familie geltend zu machen. Dieſer war zweifelhaft und verjährt, ſo daß er kaum durchzuſetzen ſchien; der König aber, welcher gern jedermann zufrieden ſtellte, hatte dem Greiſe, deſſen Verdienſte um beide Kronen ihm die Erſten des Reiches: der Oberſtburggraf Leo Rožmital, die Sternberg, Schlick, Hrzan nicht genug rühmen konnten, ein Freigut im Fürſtenthum Glogau geſchenkt, wo er jetzt mit ſeiner Enkelin weilte. Daß Bärbchen mit einem vornehmen böhmiſchen Herrn verlobt ſei, hatte zwar Haugwitz nochmals vernommen, als er aber in Prag der Sache auf den Grund ging, war ihm das unglaubliche berichtet und als Wahrheit betheuert worden: Bärbel, das arme Fräulein, das bei ebenſo armen Verwandten lebte, hatte die Hand eines reichen Grafen ausgeſchlagen. Darum lächelte eben der gute Haugwitz ſo vergnügt, wenn er an ſeine Negoziation dachte, die er, ohne bevollmächtigt zu ſein, auf eigene Hand unternahm. Wie aber kleidete er ſie ein? In ſpaßhaftes Gewand, erſchien ihm, da er ſich vor

seiner Ungeschicklichkeit gegen Frauen fürchtete, am rathsamsten — armer Erdmann!

Da ritt er vor auf dem Freigute, da stand, in ungebeugter Kraft wie ein Eichbaum, der greise Landeshauptmann vor ihm, so daß Haugwitz sich schämen mußte, wie gebückt er selbst schon war — und nach dem ersten herzlichen Gruße erschien in der Hausthüre die Enkelin, bei deren Anblick er seine ganze Fassung verlor. Ein schmächtiges Kind mit blonden Locken und lieben blauen Augen schwebte seiner Erinnerung vor, schüchtern und demüthig, mit dem er ohne viel Gefahr reden könne — hier aber sah er in vollendeter jungfräulicher Schöne, lieblich und majestätisch zugleich, wie eine junge Königin, eine Gestalt vor sich, bei deren Erscheinung ihm war, als fülle sich der Raum um sie her plötzlich mit goldenem Sonnenglanz. Sie hatte ihn erkannt, in heller Freude, erröthend eilte sie herbei und er, fassungslos, wie ein Versinkender sich an den elenden Halm seines spaßhaften Einfalls, mit dem er seine Diplomatie klug einzuleiten gedacht, klammernd, fing an, von dem Vogel zu sprechen, der ihr vor Jahr und Tag entflohen sei und den er ihr wieder bringe.

Sie sah ihn an und nahm es erst für eine Rede ohne viel Sinn, aber seine wachsende Verlegenheit,

welche schon Perlen auf seine Stirn treten ließ, gab einen tiefern Sinn zu erkennen — es durchzuckte sie und die lichten Rosen auf ihren Wangen glühten auf zum dunkelsten Karmin.

„Was fabelt Ihr da?“ sprach der Landeshauptmann. „Geh', Bärbel, sorge für unsern Gast. — Nun, Erdmann, Ihr seid willkommen. Was bringt Ihr uns für Kunde aus dem Reich und Wälschland? Habt Ihr meinen Enkel gesehen und wie geht es ihm? Ich habe ihm harte Worte gesagt, eh' er ging — das thut mir leid.“

So in das richtige Geleis zurückgeführt, erkannte Haugwitz, daß er sich nicht in unbekanntes Fahrwasser mit blinden Klippen wagen, sondern am Lande auf vernünftigen Wegen sich forthelfen müsse und staunend, wie er das nächste und beste übersehen, beschloß er, sich dem Landeshauptmann zu entdecken und alles in seine Hand zu legen; dadurch war er ja aller Schwierigkeiten überhoben.

Der Großvater hatte seine Mittheilungen schweigend angehört, nur von Zeit zu Zeit das schöne blaue Auge auf ihn gerichtet, das in ungetrübter Klarheit strahlte. Ein Zug ernster Strenge, welcher anfangs hervorgetreten war, hatte sich allmälig in Milde und zuletzt in freudige Rührung verwandelt. —

Digitized by Google

Er schwieg noch eine Weile, nachdem Haugwitz mit einer Frage geschlossen hatte, als bedenke er die Antwort. Dann sagte er und schlug damit das ganze künstliche Bauwerk, welches Haugwitz ausgesonnen, zu Boden:

„Ihr seid viel und lange in Wälschland gewesen, mein Erdmann, da lernt sich's, krumme Wege für die besten zu halten. Seid Ihr gewiß, daß Bernhard ein tüchtiger Mann geworden ist, daß er mein Kind noch immer lieb hat und glücklich wäre, sie zur Frau zu bekommen? Gut. Ich gebe Euch auf, ihm zu schreiben, daß die Bärbel noch frei ist und freundlich an ihn denkt. Ihr wißt, wo Euer Brief ihn findet, bestellt Euch die Antwort. Aber Ihr müßt ihm noch mehr schreiben: ich meine Euren ganzen Anschlag. Mit diesen Listen und Ueberrumpelungen ist es nichts. Schreibt ihm offen und ehrlich, daß Euch die Italienerin ihr Vertrauen geschenkt, daß sie Euch, als sie den Schleier genommen, ihren Reichthum übergeben hat — sagt ihm genau, wie das alles zusammenhängt. Er wird nicht, wie Ihr fürchtet, das Glück, das ihm aus so tiefgefühlten Gründen von fremder Hand bereitet werden soll, zurückstoßen. Bis seine Antwort zurück ist, wollen wir alles verschwiegen halten, dann aber spreche ich mit

der Bärbel und Ihr mit meinem Sohne und Bernhard's Mutter."

„Ich wollte eigentlich meiner Pathe Erdmuthe im Kloſter Marienſtern einiges ſagen — ſie iſt ſo ruhig und vernünftig, ſie ſollte mir Rath geben; doch wenn Ihr es auf dieſe Weiſe einzurichten meint, ſo bin ich auch froh. Mir ſchlug dieſe geheime Wirthſchaft ſchon über den Kopf zuſammen. — Mag es denn geſchehen, wie Ihr wünſcht. Morgen ſchreibe ich gleich, aber den Bau kann ich unterdeſſen betreiben?"

Am liebſten wäre er nun wieder zu Pferd geſtiegen und fortgeritten, um dem jungen Mädchen nicht mehr vor Augen zu kommen. Es lief aber beſſer ab, als er gefürchtet hatte; ſie war oder ſchien wieder ganz unbefangen und ſprach ſeltſamerweiſe nicht ein Wort von ſeiner dummen Anrede, die doch eine Erklärung verlangt hätte. Ganz entzückt ritt er am andern Morgen wieder nach Glogau und pries ſeinen jungen Freund glücklich, für deſſen beſtes er nun eifrig ſorgte. Die Reiſe nach Marienſtern gab er vor der Hand auf.

Der Herbſt verging und der Winter kam. Froſt und Schnee waren frühzeitig eingetreten und hatten alle Wege verdorben, ſo daß die Verbindung in die

Digitized by Google

Ferne sehr erschwert, fast unmöglich geworden. Nur dadurch ließ sich erklären, daß keine Nachricht einging und die Antwort auf das inhaltreiche Schreiben ausblieb, welches Haugwitz wie ein Beichtbekenntniß an seinen jungen Freund, der mit dem Kaiser am Rhein oder im Niederland weilte, gerichtet und auf sicherm Wege abgeschickt hatte. Wie gut nun, daß er nicht vor der Zeit mit Bärbchen gesprochen! Was hätte das arme Kind jetzt denken, wie sehr sich härmen müssen! Sie war aber voll sanfter Heiterkeit, vielleicht mochte der Großvater, als er ihr Herz zu ergründen suchte, ihr doch etwas verrathen haben, denn sie war zuweilen, wenn sie niemand beobachtete, in einer räthselhaft wechselnden Stimmung voll Weh und Wonne. Daß der Großvater nicht ungeduldig über das Schweigen Bernhard's wurde, daß er es nicht schlimmen Ursachen zuschrieb, bewies seine ungeschwächte Geisteskraft. Er hätte so gern auch mit seinem Sohne Heinrich und dessen Frau gesprochen, weil Wanda mit dem Entschlusse umging, die Gegend ganz zu verlassen, wo ihr die Abhängigkeit im Hause ihres Sohnes, mit dessen Gattin sie nicht recht stimmte, unerträglich wurde: nach Polen wollte sie mit ihrem Gatten, den sie dafür bereits gewonnen hatte, ziehen und dort in der Verborgenheit

dürftig, aber wenigstens unabhängig leben. Im Frühlinge sollte dieser Umzug geschehen — bis dahin mußte jedoch, wie zu hoffen stand, Kunde von Bernhard kommen. Sollte sie ausbleiben, so war Haugwitz fest entschlossen, auf seine eigene Hand vorzugehen.

Das heilige Weihnachtsfest rückte näher. Wanda wünschte noch einmal, ehe sie aus der Gegend, die ihre zweite Heimath geworden war, schied, alle ihre Lieben um sich zu versammeln, und der Sohn, in dessen Hause die Eltern jetzt weilten, hatte auf ihren Wunsch seine Geschwister, die in der Nähe wohnten, und den Landeshauptmann mit Bärbchen eingeladen; auch Christine hatte versprochen, zu kommen, da ihr die Aebtissin einen Wagen mit sicherm, bewaffnetem Geleit angeboten hatte. Bewaffnet mußte auch das Geleit sein, das einem Klosterwagen mitgegeben wurde, wenn er eine so weite Reise vor sich hatte, als damals von Marienstern am Schwarzwalde in der Oberlausitz bis nach Schlesien war. Die Aebtissin von Marienstern konnte aber auch ein stattliches Geleit aufstellen, denn das Gebiet ihres Klosters umfaßte zwei Städte und sechszig Dörfer. Der Tag, an welchem Christine abreisen sollte, war schon festgesetzt, als sie an einem trüben Abende in ihrem

kleinen Gemache saß und in die wirbelnden Schneeflocken hinaussah, die ihr den Weg zu verschütten drohten. Für schwache, zur Schwermuth geneigte Gemüther hat ein Winterabend, den kein Sonnenstrahl erhellt, wenn düstere Wolken am Himmel lasten und das weiße Bahrtuch sich über die todte Natur breitet, etwas niederbeugendes: Christine gehörte aber nicht zu diesen, sie besaß ein starkes Herz, das mit der Freudigkeit des Lebens zwar abgeschlossen hatte, doch in sich selbst seine Befriedigung fand. So blickte sie ruhig in das stürmische Wetter, gefaßt in die Zukunft hinaus — auch diese letzte Trennung, welche ihr schmerzlich bevorstand, mußte ja überwunden werden.

Da wurde sie zur Aebtissin beschieden. Es war eine ungewöhnliche Stunde, denn wie nah auch ihre Verwandtschaft, hielt doch die Oberin an dem Zeremoniell fest, das sie selbst eingeführt hatte. Christine folgte der dienenden Schwester, welche ihr sagte, daß ein fremder Herr angekommen, bei der Aebtissin gemeldet und von ihr empfangen worden sei, worauf diese eben nach dem Fräulein von Linden geschickt habe. Der Besuch galt ihr — wer konnte es sein? Sie trat in das Zimmer der Aebtissin, von der dienenden Schwester eingelassen. Ein Mann befand

ſich allein darin, er eilte ihr offenen Armes entgegen — „Chriſtine!“ rief er freudig. Sie erkannte ihn an der Stimme, eh' die ſchwache Beleuchtung ſeine Züge erhellte. Es war ihr Bruder. Da ſchmolz das Eis ihrer äußern Ruhe, mit lautem Freudenruf drückte ſie ihn an ihr Herz und gab ſich ganz ihren liebevollen Gefühlen hin, die ſie ſonſt zu verbergen wußte, ſo daß ſie nur zu oft verkannt wurde. — „Ich weiß, Du reiſeſt nach Schleſien — ich begleite Dich,“ ſagte er.

Sie tauſchten nun Fragen in raſcher Folge aus: er hörte mit Erſchrecken, daß die Eltern die Heimath ganz verlaſſen wollen; von allem, was ſich zugetragen hatte, wußte er nichts, er hatte keine Nachricht erhalten, ſeit er ſich in Innsbruck von Haugwitz getrennt und blickte unwillig auf, als er hörte, daß er Läßnitz gekauft habe. Das Schreiben, von dem wir wiſſen, hatte ihn alſo verfehlt. Bärbchens Name war zwiſchen den Geſchwiſtern noch nicht genannt worden — Bernhard glaubte noch immer, was ihm einſt geſagt worden war; ſein Herz war traurig, wenn er an ſein verlornes Paradies dachte, aber wiſſen mußte er, ob Bärbchen glücklich ſei und er fand endlich den Muth zur Frage — wie hätte

die Schwester den hellen Strahl seines Auges bei ihrer Antwort mißverstehen können?

Zeit zu ungestörtem Aussprechen gab aber erst die Reise, welche beider Herzen so nahe brachte, als sie sich in frühern Jahren noch niemals gekommen waren. Was hatte Christine von ihm alles zu erfahren, wie erkannte sie das Zartgefühl, das aus jedem seiner Worte sprach! Sie durfte sich denn auch vor ihm nicht, wie vor andern, in sich zurückziehen, sie konnte ihre Vergangenheit betrauern! Er hatte geglaubt, sie werde den Schleier nehmen, er sprach es nicht aus, aber sie errieth es. „Nein, Bernhard," sagte sie ruhig. „Wohl könnte ich auch als Klosterfrau mich andern nützlich machen, aber es würde mich hindern, den meinigen mich zu weihen, wenn sie mein irgend bedürfen. Das ist mein Beruf noch. Den Eltern kann ich nicht folgen, traurig genug, aber Du weißt, wie ich ihnen nicht zur Last in der beschränkten Lage fallen darf, unsern Geschwistern jedoch — und Dir vielleicht künftig — wenn Ihr mich braucht, bin ich immer bereit."

„O es wird soweit nicht kommen, daß die Eltern uns verlassen!" rief Bernhard. „Ich opfere alles gern, schon ist mir gelungen, vom Kaiser meine Dienste anerkannt zu sehen, ich bin, Du weißt es,

Digitized by Google

mit bei der Sendung, welche er an den König von Böhmen und Ungarn abgeschickt, ich hoffe auf mehr und kann ich einst meinen eigenen Herd gründen, da seid Ihr alle bei mir."

Christine freute sich dieser Hoffnung und knüpfte daran mehr, aber für sich nicht. Sie konnte auch nicht glauben, daß die Mutter sich in solcher Lage auch bei ihrem liebsten Kinde glücklich fühlen werde — doch schwieg sie vor der Hand und überließ es der Zukunft, die Verhältnisse neuzugestalten.

Alle Mitglieder der Familie waren schon versammelt; der Landeshauptmann hatte einen Gast mitgebracht, Herrn Erdmann von Haugwitz, welcher noch nie mit einer solchen Unbeholfenheit aufgetreten war als dießmal. Er wußte wohl, daß er vielleicht nur seinem alten Freunde Heinrich willkommen war und alle andern ihn mißtrauisch ansahen, und hätte er nicht vorher einen verzweifelten Entschluß gefaßt, den er bei dieser Gelegenheit am besten auszuführen hoffte, so würde er seinen Bundesgenossen nicht begleitet haben. Diesen Entschluß wollte er am Tage nach seiner Ankunft in voller Familienversammlung zur That werden lassen, er stärkte sich dazu durch einen gewaltigen Morgentrunk Ungarwein und lief dann hinaus in die kalte Winterluft wohl eine

Digitized by Google

Stunde weit, um ſich zu ſtählen gegen alle Rückſichten. Als er jedoch auf der Heimkehr war, ſank ihm der Muth wieder, er malte ſich das Bild, in welchem er als Vortragender die Hauptfigur ſpielen ſollte, ſchrecklich aus und ſchlich endlich durch die Hinterthüre in das Schloß, um kein Aufſehen zu erregen. An der Thüre des Saales, wo alle zuſammen waren, horchte er, wie fröhlich und laut klangen die Stimmen! Leiſe öffnete er und das erſte, was er ſah, war ein Paar, Hand in Hand, im Mittelpunkte des Kreiſes, der ſich in lebhafter Aufregung um dasſelbe gruppirt hatte: Bernhard und Bärbchen! Da bemerkte ihn, wie er gleichſam verzaubert in der offenen Thüre ſtand, der Landeshauptmann. „Nur herein, Alter! Ihr kommt zu ſpät — hier iſt alles ſchon in Richtigkeit! Ich bin Euer Vormund geweſen!“

Bernhard eilte, den Freund zu umarmen, ihm zu ſagen, daß er erſt in dieſem Augenblick gehört, was er für ihn gethan habe, ihm zu danken und ſein Glück zu verkündigen. Haugwitz ſchlug ſeine großen Hände zuſammen und rief aus vollem Herzen: „Gott ſei Dank! — Wo iſt das Fräulein Braut?“ Dieſe hatte ſich in ihrer reizenden Verwirrung zu Chriſtinen zurückgezogen und Erdmann ſtockte, als er ſeine Pathe jetzt auch bemerkte — ob ihm der heiß

machende Gedanke, welcher ihn einſt überfallen, wieder durch den Kopf flog? Raum gab er ihm jedoch nicht, ſondern brachte nun ſeine Rede in leidlicher Faſſung bei der Braut vor, die ſie annahm, er mußte ſich's wiederum ſagen, wie eine junge liebliche Königin. Das wurde denn ein ſeliges Weihnachtsfeſt.

Die neuen Verhältniſſe bedurften jedoch Zeit ſich zu geſtalten. Bernhard konnte nicht bleiben, er war der Geſandtſchaft beigegeben, welche die beabſichtigte doppelte Verbindung der Enkel des Kaiſers mit den Kindern König Wladislaw's unterhandeln ſollte: der Erzherzogin Maria mit Ludwig, dem Erben der beiden Kronen ſeines Vaters und des Erzherzogs Ferdinand mit Anna Jagiellona, wodurch ſpäter, als König Ludwig, den die Geſchichte den Frühzeitigen genannt, auf dem Schlachtfelde von Mohács gefallen war, Böhmen und Ungarn an das Haus Habsburg kam. Auch nachdem dieſe Geſandtſchaft zurückkehrte, konnte Bernhard nicht in der Heimath bleiben: er hatte ſich dem Dienſte des Kaiſers geweiht und der Krieg gegen Frankreich war noch immer nicht zu Ende. Haugwitz hatte alſo vollkommen Zeit, ſeinen Bau zu vollenden, nachdem er Bernhard's Zweifel und Bedenklichkeiten beſiegt hatte.

Digitized by Google

„Fiorina!“ hatte dieſer oft geſagt. „Wie darf ich das geſchehen laſſen!“

„Wie kannſt Du's noch ändern? Darum hab' ich's ja eben betrieben, ohne Dich zu fragen! Per Dio santo! Du willſt doch Schloß und Häuſer nicht wieder einreißen laſſen? Ich habe der Armen ſchon die letzte gute Botſchaft aus der Welt, die ſie ſich erbeten hat, nach dem ſchönen Italien geſendet, und wenn Du erſt auf Läßnitz Dein Neſt gebaut, dann zieht der alte Erdmann auch einmal wieder hinaus — Du haſt ganz Recht, ich bin ein Wandervogel.“

Drei Jahre vergingen noch darüber. Als dann mit König Franz von Frankreich der Friede zu Noyon zuſtandekam, konnte Bernhard mit Ehren zur Heimath ziehen, wo ihn das ſchönſte Glück und eine neue Thätigkeit, nicht minder ehrenvoll als die öffentliche erwartete. Am Tage ſeiner Heimkehr war dann zum erſtenmale wieder unter der Linde zu Läßnitz, welche friſch und grün nach dem Brande längſt wieder ausgeſchlagen war, der Kreis verſammelt, den wir einſt dort vereinigt gefunden haben. Der Vergangenheit wurde ernſt gedacht, wo die Gegenwart ſo freundlich war, aber dem Andenken ſelbſt böſer Stunden blieb eine milde Erinnerung geweiht. Wie die Zukunft ſich geſtalten ſollte, war ſchon feſt-

Digitized by Google

gestellt. Wanda konnte sich nicht entschließen, in Läßnitz wieder einzuziehen, wie vorsorglich Erdmann Haugwitz bei seinem Neubau des Schlosses auch Bedacht darauf genommen hatte; sie war mit ihrem Gatten jedoch ganz in der Nähe in einem der freundlichen schlesischen Städtchen geblieben, nachdem ihr von dem Sohne ihres Herzens eine sorgenfreie Lage bereitet worden war, und Christine hatte ihren Platz wieder bei den Eltern gefunden. Nur der Landeshauptmann wohnte in Läßnitz und schien, rüstig wie er war, bei dem jungen Paare noch seinen hundertsten Geburtstag feiern zu wollen. Dazu lud er wenigstens scherzend den Freund des Hauses ein, als dieser seinen Entschluß verkündigte, wieder nach Italien zu gehen, um seine alten Bekannten jetzt, wo endlich Friede dort walte, aufzusuchen. „Ihr kommt doch?“ fragte der heitere Greis.

„Ich komme ganz gewiß!“ sagte Haugwitz. „Gott erhalte Euch noch länger!“

Alle schwiegen dann. In Bernhard's Seele trat die Erinnerung an Fiorina's Bild, aber Heimath und Ferne waren für ihn versöhnt: er hatte sein erstes, sein einziges Glück wiedergewonnen und segnete die Hand, die es ihm hatte bereiten helfen. Friede mit ihr!

Ende.

Prag 1857. Druck von Kath. Gerzabek.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Von **Kober's „Album,** Bibliothek deutscher Originalromane" ist der **XI. Jahrgang** (1856) in wenigen Exemplaren noch vollständig vorräthig und um 8 Thlr. (für Oesterreich 9 fl. 36 kr. C. M.) zu haben.

Diese 24 Bände enthalten:

— 1. 2. Band. —

Schwarzwaldau.

Roman von **Carl von Holtei.**

— 3. Band. —

Eine reiche Erbin.

Novelle von **Elfried von Taura.**

— 4. bis 7. Band. —

Auf dem Hradschin,

oder

Kaiser Rudolph II. und seine Zeit.

Historisch-romantisches Gemälde von **Eduard Maria Oettinger.**

— 8. bis 10. Band. —

Helene. Ein Frauenleben.

Roman von Robert Prutz.

— 11. Band. —

Der Sohn eines berühmten Mannes.

Historische Erzählung von Levin Schücking.

Digitized by Google

— 12. 13. Band. —

Peter Pommerering.

Historischer Roman von **Ernst Willkomm.**

— 14. bis 16. Band. —

Neues Leben.

Novelle von **Theodor Mügge.**

— 17. 18. Band. —

Ein deutsches Schneiderlein.

Historischer Roman von Isidor Proschko.

— 19. 20. Band. —

Erinnerungen einer Großmutter.

Roman von **Julie Burow.**

— 21. bis 24. Band. —

Schiller.

Kultur-historischer Roman von **Johannes Scherr.**

☞ **Einzelne Werke kosten pr. Band zwanzig Silbergroschen.**

Digitized by Google